Theologischer V...
HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 12 — Leipzig, den 17. März — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das kananäische Weib — Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch=reformatorischen Heilsglaubens an Jesus: Kurze Zusammenfassung der Artikel 1—10; Artikel 11: Bleibender Maßstab für die Heilsnotwendigkeit von Voraussetzungen, weitren Entfaltungen und Ergänzungen und andern Formulirungen des auch hier formulirten Heilsglaubens — Amos Comenius, der letzte Bischof der böhmischen Brüder. Erste Hälfte — Die deutsche Alkoholfrage: 9. Trunk und Sittlichkeit; 10. Die Alkoholfrage — Verschiedenes: Der Wildschaden in Mecklenburg und die Geistlichkeit; Des Kaisers Rede vor den Brandenburgern; Zur Kennzeichnung einer gewissen kirchlichen Presse — Anzeigen

Das kananäische Weib

Matth. 15, 21—28. Mark. 7, 24—30

1

Das kleine Erlebnis, das wir unter dem Titel: Das kananäische Weib kennen, spielte auf heidnischem Boden. In das Gebiet der Phönizier, eines den Ureinwohnern Palästinas, den Kanaanitern, stammverwandten heidnischen Volkes, hatte sich Jesus begeben. Es wird nie zu entscheiden sein, was ihn zu dieser Reise veranlaßte. Bald meint man, er habe mit seinen Jüngern die zeitraubende Volkswirksamkeit verlassen, um in der Stille ihnen und ihrer Belehrung gänzlich zu leben, bald sieht man ihn bedroht von schweren Gefahren, seis von den Pharisäern, seis von Herodes, seinem Landesherrn. Gleichviel — daß er heidnisches, für jüdische Anschauung unreines Land betrat, daß er sich nicht scheute, heidnische Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen (Mark. 7, 24) — für einen strengen Juden etwas ganz Unmögliches —, das wirft auf seine Stellung zu den jüdischen Reinigungsgesetzen ein helles Licht: Jesus hatte sich gänzlich über diese Vorurteile erhoben und die Bezeichnung rein und unrein hatte für ihn nur in Bezug auf die Gesinnung Sinn und Wert. Er hat mit jeder andern, als der sittlichen Beurteilung des Menschen gebrochen.

Dem scheint nun aber gerade Jesu Verhalten gegen das kananäische Weib, vor allem die Beurteilung der Heiden als „Hunde," während die Juden mit den Kindern des Hauses verglichen werden (Matth. 15, 26; Mark. 7, 27), zu widersprechen. Ja aus diesem, sowie aus dem Worte, daß er nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel gesandt sei (Matth. 15, 24), scheint der ganze engherzige jüdische Nationalstolz zu sprechen, selbst „den Geist des hochmütigen und ausschließlichen Pharisäertums" hat man daraus herausgehört. Deshalb schien es geboten, diese Äußerungen und vorher das Schweigen Jesu (Matth. 15, 23) nicht für Ernst zu nehmen, sondern als eine Glaubensprobe für die Frau, ob sie in Jesus nur einen oberflächlichen Glauben auf äußere Hilfe setze, ob sie zu ihm nur komme, wie sie zu andern Ärzten gelaufen ist, oder ob ein tieferes Heilsverlangen in der Frau ruhe. Ebenso wolle Christus ihre Demut, ihre Gebetsausdauer prüfen — Erklärungen, die sich noch immer in den Predigten über diese Perikope finden. Sie gehen aus der guten Absicht hervor, Jesus vor dem Verdachte einer gewissen Härte, einer vorurteilsvollen Engherzigkeit zu bewahren. Denn im Herzen habe er anders gedacht und empfunden, als die Worte vermuten lassen. Dabei übersieht man aber doch, daß man dadurch den Herrn in den Verdacht der Unwahrhaftigkeit bringt. Denn es ist weder ganz ehrlich, noch ein Beweis von scharfer Menschenkenntnis, wenn jemand, um sein Urteil über einen andern festzustellen, diesen absichtlich auf die Probe stellt, ihm also eine Versuchung bereitet. Der ist doch der Meister der Menschenkenntnis, der aus den sich von selbst ergebenden Lagen, Stimmungen und Äußerungen Blicke in die fremde Seele zu thun versteht, und der vergreift sich gewissermaßen an der Majestät eines Menschen, der mit ihm spielt. Jedenfalls ist es allzeit unedel, jemandem Demütigungen zuzumuten, die innerlich unberechtigt sind. Er untergräbt aber auch jedes Vertrauen zu sich. Wenn die Jünger unter dem Eindruck gestanden haben, daß Jesus zu Zeiten seine wahren Absichten und Gedanken verhülle, so würde ihr Benehmen gegen den Herrn gewiß unsicher geworden sein, sie wären eingeschüchtert worden; das waren sie aber augenscheinlich gerade nicht im geringsten. Offen reden sie heraus, was sie denken, weil sie immer fühlen, der Herr redet eben so offen mit ihnen. Daß er in erzieherischer Weisheit manches ihnen vorenthalten hat, daß er z. B. ihnen nicht das Bekenntnis seiner Messianität in den Mund gelegt hat, das kann hiergegen nicht angeführt werden. Es ist vielmehr einer der ersten Charakterzüge, die uns an Jesus in die Augen springen, daß er jederzeit sich ganz so giebt, wie er ist, ja daß seine Offenheit oft eine Form annimmt, die uns durch halbwahre Höflichkeit verzognen Kindern dieser Zeit fast anstößig erscheint. Man bringt darum einen dem Wesen Jesu ganz fremden Zug in sein Bild hinein, wenn man sein Verhalten da und dort, auch hier gegen das kananäische Weib, auf eine Art von Verstellung zurückführt, die man noch so sehr entschuldigen mag, die aber doch immer einen ungesunden Zug behält.

So ist auch hier nach unsrer Überzeugung an irgend eine absichtliche Verstellung Jesu, um das Weib zu prüfen, nicht zu denken. Sowohl sein Schweigen als auch seine Worte sind der volle, klare Ausdruck seiner Gedanken. Freilich wurde Jesu Benehmen für das Weib eine Probe ihrer Gesinnung, freilich mußte sich offenbaren, was an ihr war, ob sie über den Durchschnitt heidnischer Art nicht hinausragte, oder ob in ihr ein höheres Leben schlummerte. Aber daß Jesus, um dies hervorzulocken Äußerungen gethan habe, die er ernstlich gar nicht vertrat, das ist unwürdig vom Herrn gedacht.

Wenn wir also hinter Jesu Benehmen hier nicht die geringsten Hintergedanken annehmen sollen, so bleibt doch vielleicht der Vorwurf der Härte und der jüdischen Engherzigkeit. Sehen wir zu!

2

Als Jesus über die galiläische Grenze ins Heidenland ging war es durchaus nicht seine Absicht, unter den Heiden eine Wirksamkeit zu beginnen. Im Gegenteil, er wollte „verborgen bleiben" (Mark. 7, 24). Das beruhte aber nicht auf einem bloß für den Augenblick geltenden Entschluß, sondern es enthält den für sein gesamtes Wirken geltenden Grundsatz, wenn er nach Matthäus sagt: „Ich bin nur gesandt zu den verlornen Schafen vom Hause Israel" (15, 24). Daß er seinen Jüngern bei ihren ersten Missionsversuchen dieselbe Grenze zog (Matth. 10, 6), ist ja leicht verständlich. Aber warum zieht er sich selbst diese Grenze? Drängte nicht seine Vorstellung vom Reiche Gottes und von dem Wesen Gottes über die engen Grenzen des Landes, einer einzelnen Nation hinaus? War nicht im Alten Testament schon an genug Stellen auf die Teil=

nahme der Heiden an dem Heile Israels weissagend hingewiesen, war nicht gerade zur Zeit Jesu trotz dem starken nationalen Bewußtsein der Juden der Gedanke an diese universale Bedeutung des erwarteten Messiasreiches besonders lebendig? Lag es also nicht überaus nahe für Jesus, die Schranken nationaler Enge auch hier zu zerbrechen und bei dem offnen Unglauben seines Volkes sich an die Heiden zu wenden, an deren einstiger Teilnahme am Gottesreich er doch nicht im geringsten zweifelte (Matth. 8, 10—12)? Dennoch hält er sich in seinem Gewissen zu Israel allein gesandt. Seine Jünger mögen einst das Heil allen Völkern verkünden, er selbst begnügt sich mit dem engern Berufskreis. So gut er es wußte, daß sein Wirken nicht einer einzigen Stadt des jüdischen Landes galt, sondern möglichst alle Orte umfassen sollte (Mark. 1, 38), so gewiß war er auch, daß die Grenzen seines Volkes die Grenzen seines Wirkens waren. Und wir haben Ursache, darin nicht nur den Beweis dafür bewundernd anzuerkennen, wie frei von jedem, auch dem leisesten Zug von Ehrgeiz Jesus gewesen ist, sondern wir erkennen daraus auch, wie ernst er es mit den Vorrechten Israels nahm, wie ihm diese wirklich göttlich, heilig, unantastbar waren, und wie er im sichern Bewußtsein, der Messias zu sein, sich in ganz besondrer Weise an sein Volk gebunden fühlte. Es liegt aber auch in dieser Selbstbeschränkung Jesu eine hohe Weisheit und eine besonnene Ruhe, die aus dem unumstößlichen Glauben an den Sieg, an die weltüberwindende Macht seiner Sache hervorging. Es war weise, sich auf Israel zu beschränken. Alle großen Dinge müssen im Engen anfangen. Nicht in die Weite und Breite, in die Tiefe wirkte Jesus. Er hascht nicht nach blendendem Augenblickserfolg, er gründet tief in die Seelen seine ewige Wahrheit. Hat er nur etliche gewonnen, aber diese ganz, dann kann er sein Werk für gethan ansehen, dann kann er den ausgestreuten Samen sich selbst überlassen, er wird seine Früchte tragen.

Das war die Grundanschauung, mit der Jesus das heidnische Gebiet betrat. Da schreit ihm ein Weib nach (nach Markus spielt sich freilich die Szene in einem Hause ab). Jesus bleibt darauf ohne alle Antwort. Er würdigt das Weib auch nicht einmal eines Blickes. Die Jünger, halb ärgerlich über diese lästige Straßenszene, halb mitleidig mit dem klagenden Weibe, fordern ihn auf, ihr die Bitte zu erfüllen und so der Sache ein Ende zu machen. Wie noch immer die grundsatzlosen Durchschnittsmenschen fühlen die Jünger. Anders der Herr. Er steht auf dem Boden ernstester Grundsätze — er wäre charakterlos gewesen, wenn er von einer Regung des Mitleids sich hätte hinreißen und dem Weibe sofort helfen wollen. Sie war eine Heidin, noch dazu aus einem Volke, das seiner Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit wegen keines guten Rufes sich erfreute. Für ihn lag gar kein Anlaß vor, seinem Grundsatz untreu zu werden. Mochten ihm die Klagerufe noch so tief in die Seele schneiden, es giebt noch etwas Höheres als Erbarmen, es giebt eine Pflicht, ein Gesetz, dem sich auch unser Empfinden unterordnen muß. So zeigt Jesus hier, wie er auch seine Gefühle des Mitleids beherrscht wie er sich auch hierin selbst verleugnet. Daher sein Schweigen. Es war das Beste, er ließ sich mit dem Weib gar nicht erst ein.

Aber sie weicht nicht. Im Gegenteil. Sie wirft sich ihm in den Weg. Nun muß er reden. Das war Mut. Mutterliebe giebt Mut. Die Not mochte groß sein. Aber auch des Weibes Vertrauen zu dem jüdischen Manne ist groß. — So muß er ihr doch selbst das abweisende Wort sagen. — Er braucht dazu, wie es seine Gewohnheit war, ein Bild. So wenig es sich ziemt, die Kinder hungern zu lassen und das Brot den Hunden zu geben, so wenig ists ihm erlaubt, seinem Volke sich zu entziehen und unter den Heiden zu wirken (Matth. 15, 26; Mark. 7, 27). Darin liegt der Vergleichungspunkt dieses Bilderwortes, und in nichts andrem. Es heißt das Wort ganz mißdeuten, wenn man ihm die Absicht unterschiebt, das Weib recht stark den Vorrang Israels vor den Heiden fühlen zu lassen. Ganz abgesehen davon, daß Jesus ja gar nicht an die wilden Hunde, die sich heute wie damals auf den Straßen morgenländischer Städte und Dörfer umhertreiben und allerdings als unreine Tiere galten, sondern an die Haus- und Schoßhündchen denkt, denen von unverständigen und schwachen Menschen wohl gar vor den Kindern der Vorzug gegeben wurde — selbst abgesehen davon hat das Wort für das Weib nichts Verletzendes. Weit entfernt, das Weib absichtlich demütigen zu wollen, sucht der Herr ihr begreiflich zu machen, daß es für ihn eine Pflicht giebt, die ihm die Hilfe hier ebenso verbietet, wie ihr, der Mutter, eine Pflicht es verbietet, die Kinder hinter den Hündchen zurückzusetzen. Sie soll verstehen, daß es nicht Härte ist, wenn er sie abweist. Und dies Verständnis sucht er ihr durch ein Bild zu erleichtern, das für sie als eine zärtliche Mutter, wie sie augenscheinlich ist, gewiß am meisten Beweiskraft haben mußte. Er wendet sich an ihr Pflichtbewußtsein. Das ist aber nichts Demütigendes, sondern der Beweis eines gewissen Vertrauens. Allerdings setzt der Herr in seinem Worte einfach voraus, daß die Juden vor den Heiden ein unvergleichliches Vorrecht haben, und es mag auf den ersten Blick der Heidin zuviel zugemutet sein, dieser Beurteilung Jesu einfach zuzustimmen. Aber daß es Heiden gab, die in ihrer religiösen Erkenntnis so hoch gestiegen waren, daß sie den Vorzug israelitischer Gotteserkenntnis vor der heidnischen rund anerkannten, das bewies sich eben von neuem an diesem Weib, das hatte der Herr auch sonst erfahren. Jesus behandelt das Weib ganz ernsthaft. Er sagt ihr im Bild, was er den Jüngern eben auch gesagt hatte. Er ist weit davon entfernt, mit dem Weibe zu spielen und es mit einem übermütigen Worte zu demütigen, er redet ganz offen und voll Vertrauen zu ihr.

3

„Doch Herr," das ist die Antwort des Weibes. In diesem „Doch" liegt allerdings ein „Ja," wie Luther übersetzt hat. Damit bekennt sie, daß der Herr vollkommen Recht hat, wenn er den Juden ein Vorrecht vor den Heiden einräumt und wenn er demgemäß handelt. Sie läßt das Bild gelten. Sie räumt ein, daß Israel höher steht, als das Heidenvolk. Das ist der Beweis dafür, daß sie um die Frage aller Fragen sich bemüht haben muß. Sie ist keine von den leichtfertigen Heidenweibern, deren Welt Putz und Vergnügungen sind. Sie muß eine tiefere Art haben. Sie räumt auch gern dem Herrn ein, daß er einer ernsten Pflicht gehorchend, nicht in einer unbarmherzigen Gesinnung sie abgewiesen hat. Aber ebenso geistals glaubensvoll führt sie das Bild, das der Herr gebraucht hat, weiter und weiß ihm eine überraschende Wendung zu geben. Hatte der Herr den Vorrang Israels vorausgesetzt, so hatte er auch den Heiden ein Hausrecht eingeräumt: „Essen doch die Hündlein von den Brosamen, die von dem Tische ihrer Herren fallen" (Matth. 15, 27; Mark. 7, 28). Ganz leer gehen auch die Hündlein nicht aus, gütig gewährt man ihnen, was abfällt vom Überfluß, demütig und dankbar begnügen sie sich damit. Mehr will auch das Weib nicht. Sie will nicht den Herrn veranlassen, seiner Pflicht untreu zu werden, sie will nicht den Anspruch Israels für sich erheben, aber sie rechnet auf Gnade und Erbarmen.

Diese Demut, dieses Vertrauen kann der Herr nicht unbelohnt lassen. Er ist überwunden von dieser Heidin, die an innerm Gehalt, an Glauben Tausende in Israel überragt. Er kann nicht auf seinem Grundsatze bestehen, wo die Voraussetzungen dafür nicht mehr galten. Dennoch wird er seinem Grundsatz damit nicht untreu. Auch diese Ausnahme bestätigt nur die Regel. Beglückt kehrt das Weib heim — der Glaube an die Gewalt der Liebe ist ihr mächtig gestärkt. Reicher an einer herrlichen Erfahrung zieht unser Herr seinen Weg weiter.

P D

Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus

Kurze Zusammenfassung der Artikel 1—10

Artikel 1

1. Der Glaube, der uns des aus Christi geschichtlichem Lebenswerk entsprungnen Heiles gewiß macht, ist Vertrauen des Herzens zu den Verheißungen Gottes und zu der Gnade und Treue dessen, der solche giebt und gewährleistet.

2. Darum kann dieser Glaube nichts zu thun haben mit irgendwelchen geschichtlichen Notizen als solchen.

3. Dieser Glaube macht allein durch seinen Inhalt, nämlich durch das, was er in die Herzen hineinbringt (das Evangelium), selig.

4. Der so verstandne Glaube erweist sich in guten Werken lebendig. Darum muß auch das Heil, das der Glaube ergreift, einen sittlichen Inhalt haben. Dieser Inhalt ist die gemeinschaftliche Vollendung der Kinder Gottes nach dem Ebenbilde Christi oder das Reich Gottes.

5. Der Glaube ist ausgestattet mit der völligsten, weltüberwindenden Zuversicht. Denn bei Gott ist der Liebeswille mit der Allmacht ausgestattet. Der lebendige Gläubige weiß, daß die Allmacht hinter ihm steht.

Artikel 2

1. Das christliche Heil besitzen wir im Glauben schon in der Gegenwart als seligsten Besitz.

a) Wir sind fröhlich in dem Liebeswillen des Vaters, der uns keine gute Gabe weigert, sondern stetig sich unser annimmt;

b) dieser väterliche Liebeswille hat uns schon geschenkweise gegeben den ganzen innern Reichtum und die unerschöpfliche Gnaden- und Herrlichkeitsfülle Jesu Christi;

c) wir werden voll Seligkeit des inne, daß in unserm eignen Herzen das neue göttliche Leben wächst; denn Todesfurcht und Reiz zur Sünde werden mehr und mehr besiegt;

d) Gott schenkte das gleiche Leben auch andern Menschen; daraus entspringt dem Christen die Freude an der Gemeinschaft mit den Brüdern und Schwestern in Christo;

e) als einem Kinde Gottes gehören dem Christen alle Dinge, er freut sich ihrer und gebraucht sie. Auch die Leiden kommen vom Vater und sind daher gute Gaben, obgleich die Schmerzempfindung nicht aufhört, ja nicht aufhören soll nach Gottes Willen, solange die Leiden überhaupt da sind, damit wir des darin enthaltnen Segens nicht verlustig gehen.

2. Dieser gegenwärtige Heilsbesitz schließt in sich die schlechthin sichere jenseitige Vollendung und den ewigen Besitz. Zwar die Form der zukünftigen Daseinsweise kennen wir nicht, aber inhaltlich wird aus 1, a das Schauen der Liebe im Angesichte des Vaters kraft der Gemeinschaft Christi; aus 1, b die vollkommene Offenbarung der Herrlichkeit Christi; aus 1, c das Durchflutet- und Durchwaltetsein von der Heiligkeit und Liebe Christi und von der Schönheit der himmlischen Welt; aus 1, d das völlig ungetrübte und ungestörte Gemeinschaftsleben der Verklärten; aus 1, e die völlige Befriedigung und Beseligung.

3. Da wir solche Hoffnung haben und solcher Heilsbesitz schon jetzt in unsern Herzen lebendig wohnt, so werden wir mit innerer Kraft und Notwendigkeit getrieben, solches Heil zum Gegenstand unsres Strebens zu machen. Dabei soll das Diesseits mit seinen Pflichten und Gütern nicht verworfen oder entwertet werden, sondern gerade innerhalb dieser Pflichten und Güter sollen wir nach dem höchsten Gute trachten.

4. Aber nur wenn wir das christliche Heil als Besitz, als Gegenstand der Hoffnung und als Ziel unsres christlichen Strebens ansehen, ist unser Christenleben gesund. Diese Gesundheit unsers Christenlebens wird sich zeigen in unserm Gebetsverkehr mit Gott. In ihm wird a) der Dank für den Heilsbesitz, b) die Bitte um das im Jenseits zu erwartende Heil und c) das Gelübde eines guten Wandels um des zu erstrebenden Heils willen hervortreten.

Artikel 3

1. Das Wesen der Sünde erkennen wir aus dem Wesen des christlichen Heils.

2. Da nun das Heil erst in der christlichen Gemeinde erlangt wird, so muß außerhalb dieser das Sündenreich sein.

3. Das schließt nicht aus, daß bei Menschen außerhalb der christlichen Gemeinde einzelne Tugenden sich finden. Sie sind entweder ein Abglanz oder Wiederschein der in der christlichen Gemeinde leuchtenden Sonne oder, wie in der Heidenwelt, entstanden durch das Hindurchgehen der menschlichen Natur durch gesellschaftliche und Kulturverhältnisse. (Der Schöpfer und der Vater Jesu Christi sind eine und dieselbe Person.)

4. Wenn auch bei einem Nichtchristen einzelne christliche Tugenden entwickelter sein können als bei einem Christen, so hat der Christ doch dem Keime nach das ganze Heil und damit alle Tugenden in sich. Die Sünde steckt in der Peripherie (Fleisch), nicht in dem Mittelpunkt des Herzens.

5. Das Gericht über die Sünde empfangen die Nichtchristen, die absichtlich das Heil abgewiesen haben, in dem Gefühl ihrer Hilflosigkeit, Trostlosigkeit und in dem Geschick des Todes, der bei ihnen Leib und Seele verdirbt. Das Schicksal der noch nicht zu Christen Berufnen stellen wir der barmherzigen Liebe Gottes anheim.

6. Die gläubigen Christen erfahren das Gericht über die Sünde in dem Schmerz über das Fehlen der Vollkommenheit, die in Christo offenbar geworden ist.

7. Darin liegt für sie aber wiederum die Quelle höchsten Glückes. Wir lernen das uns geschenkte Heilsgut recht würdigen und erkennen die Unergründlichkeit der Liebe Gottes. (Felix culpa.)

Artikel 4

1. Der christliche Heilsglaube entsteht in dem Einzelnen nur im Zusammenhang mit der christlichen Gemeinde.

2. In ihr wirkt der heilige Geist durch das lebendig bezeugte Evangelium und wahre Christenpersönlichkeiten.

3. Der heilige Geist hat seine Norm an der geschichtlichen Persönlichkeit Christi und dessen Lebenswerke.

4. Unter der Heilsgemeinde verstehen wir solche Christen, die der Botschaft des Evangeliums glauben und dementsprechend wandeln.

5. Das Vorhandensein der Heilsgemeinde wird erkannt an der irgendwie ordnungsmäßig stattfindenden Verkündigung der Heilsgnade (Predigt, Sakrament).

Insofern ist die Heilgemeinde sichtbar. Aber sie ist auch unsichtbar zu nennen, weil wir nicht wissen, welche einzelnen Christen dann zu ihr gehören.

6. Aus dieser Heilsgemeinde gehen die Christen durch den Tod über in das ewige Reich des Vaters.

Sie ist aber auch wirklich der Mittelpunkt der ganzen Menschheitsgeschichte. Um ihrer Existenz willen ist die Welt geschaffen worden, und für ihr Gedeihen wird alles in der Welt gelenkt. Die Heilsgemeinde ist der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Welt- und Menschengeschichte.

Artikel 5

1. Die geschichtliche Gestalt Jesu von Nazareth ist für Gott das Mittel und der Weg, um in uns das Heil zu schaffen.

2. Zu diesem Berufe hat Jesus selbst sich tauglich gemacht durch seinen vollkommen religiös-sittlichen Wandel, welche Lebensleistung die schöpferische Mitteilung Gottes nicht aus- sondern einschließt, so daß in Christi Leben sich Gottes ewiger Liebeswille vollkommen auswirkt und offenbart.

3. Nur durch den geschichtlichen Jesus wird auch jetzt noch immer das Heil geschaffen, da die wahre Herrlichkeit und die ganz einzigartige Eigentümlichkeit des christlichen Heils nur in dem irdischen Christus zum Stand und Wesen gebracht werden konnte, wie die Gläubigen ja dieses Heil zunächst als irdische Wesen erhalten sollen.

4. Bei dem so begründeten Heil fallen natürlich alle Spekulationen über die Art seiner Entstehung, über seine Möglichkeit ꝛc. weg, aber wir gewinnen dafür ein festes Vertrauen, weil das Heil in Jesu eine geschichtliche Realität war.

5. Daß diese geschichtliche Realität nicht vorübergegangen ist, sondern noch da ist, wird uns verbürgt durch die Erhöhung unsers Jesus zur Rechten Gottes.

Artikel 6

1. Das Heil ist ein unverdientes Geschenk der freien göttlichen Gnade.

2. Daß wir es annehmen, ist begründet in dem überwältigenden Eindruck der Herrlichkeit dieses Gutes und in unsrer angebornen Bedürftigkeit und Sehnsucht nach ihm.

3. Die Arbeit der Heiligung ist erst möglich nach Empfang dieses Heilsgutes. Denn

a) guter Wandel schafft nicht sowohl die Seligkeit, als die Seligkeit vielmehr erst dasein muß, um gut zu wandeln;

b) unser Streben und unsre Reue über das Zurückbleiben hinter dem himmlischen Gute wird erst durch das erkannte Gut geweckt;

c) zuerst muß ein guter Stamm gesetzt sein, damit gute Früchte wachsen können.

4. Der gute Wandel darf uns nicht in das rechte Verhältnis zu Gott setzen sollen. Denn wenn wir es mit unsrer Heiligung genau und ernst nehmen, so entstünde bei uns Verzweiflung; und wenn wir es mit der Heiligung oberflächlich und leicht nehmen, dann entsteht die Heuchelei, Pharisäismus (Verletzung der Demut gegen Gott).

5. Der gute Wandel entsteht mit innerer Notwendigkeit aus dem im Glauben aufgenommenen Heile, das uns ergreift und mit göttlicher Kraft aus dem Weltleben emporreißt. (Heiligung).

6. In diesem Werke der Heiligung können wir uns selbstverständlich keine Verdienste erwerben, wodurch wir Sünden wieder gut machen wollten, sondern auch hier ist alles Gnade. Nur das Unterlassen der Heiligung würde neue Schuld auf uns häufen.

Artikel 7

1. Die Natur mit ihren riesengroßen Kräften und zerstörenden Gewalten scheint oft keinen Raum zu lassen für das Reich Gottes. Aber hinter dem christlichen Heile steht der ewige Liebeswillen des allmächtigen Gottes, der uns den Bestand und die ewige Fortdauer des Reichs Gottes verbürgt.

2. Von Ewigkeit her hat Gott dieses Reich auf Erden gewollt. Und während nun alle großen zeitlichen Ordnungen und Einrichtungen, Ausdruck und Offenbarung eines ewigen göttlichen Willens sind, tritt uns in Israel das Volk entgegen in dem Gott das christliche Heil geschichtlich vorbereitet, bis es in seiner Vollendung und Vollkommenheit in Christo kommt.

3. Aber nicht nur die Welt im großen und ganzen wird von Gott auf den Zweck seines Reiches hin geleitet, sondern in dem Leben jedes einzelnen wird alles so geleitet, daß das Reich Gottes zu ihm kommt. Dem Christen muß alles zum Besten dienen.

4. Wer das verstanden hat, hat eigentlich alles verstanden und ist der wahrhaft Weise. Wäre er der geringste, einfachste Christ, so wäre er in solchem Verständnis weiser als die Weisesten nach dieser Welt Art, wenn sie dieser christlichen Erkenntnis sich verschlössen.

5. Dieses Verständnis ist aber nicht für den Verstand, der sich um die Dinge dieser sichtbaren Welt kümmert, um ihren Zusammenhang, ihre Gesetze u. s. w., sondern ein Verständnis für den Frommen, der Seligkeit in Gott und Frieden mit Gott und dem eignen innern Leben begehrt.

6. Dieses Verständnis und die daraus kommende Seligkeit ist uns nur durch Jesus gegeben. Jesus war äußerlich niedrig, aber seine dienende demutsvolle Liebe war mit der Allmacht Gottes ausgestattet und ist es noch heute. (Er sitzt zur Rechten Gottes.) Ja, er selbst mit seinem Reiche wird noch einmal, wenn die Geschichte der Menschheit zu Ende ist, Himmel und Erde bewegen und in überweltlicher Herrlichkeit offenbar werden.

Artikel 8

1. Was uns dauernd befriedigen und selig machen soll, darf nicht von dieser Welt sein, da die Dinge dieser Welt stets unvollkommen sind, und im besten Falle doch immer das Schicksal der Vergänglichkeit über allem Irdischen schwebt.

2. Das höchte Gut, das zugleich der Inbegriff aller Güter ist, nennen wir Gott. Aber nicht schon jeder Allmächtige und allgewaltige, furchtbare Gott ist unser Gott, sondern der Gott, der die Liebe ist und in den Dienst dieser Liebe seine Allmacht stellt.

3. Solche göttliche Liebe tritt uns in Christo entgegen. Darum ist er uns Gott, und wir beugen uns vor ihm wie vor Gott.

4. Die Frage, wie Christus selbst dieses göttliche Leben erhalten hat, — ob er ewig bei Gott war, dann zu uns herabgestiegen ist, seiner göttlicher Macht sich entäußert hat, bis er schließlich in göttlicher Herrlichkeit sich wiederfand, oder ob Gott in seiner Schöpfermacht und Schöpferweisheit in ein menschliches Gefäß die Fülle seines eignen göttlichen Lebens hineingoß und Jesus also ausgestattet war mit einer einzigartigen religiös-sittlichen Anlage, ist eine Frage für sich und hat mit unserm Glauben an Christus nichts thun.

5. Wir aber sind durch Christi Heilandswerk auf eine Stufe mit ihm gehoben, sind nun auch nicht mehr von der Welt, wie er nicht von der Welt war, sondern überweltlich, göttlicher Art.

Artikel 9

1. Die Überzeugung von der inneren Wahrheit des christlichen Heils, entsteht durch das Zusammentreffen des köstlichen Inhalts des Heils und des Verlangens unsrer Seele danach.

2. Dieses Heil konnten wir von uns aus nicht finden oder uns ausdenken, sondern es ist da, weil es uns von Gott in Jesu angeboten wird.

3. Diese Anbietung verlangt von uns Beugung unter dieses Heil und Annahme. Darin liegt deshalb keine Knechtung unsrer Freiheit, weil unsre Seele von Gott für dieses Gut geschaffen ist und erst durch dieses Gut wahrhaft frei und selig wird..

4. Daher ist es ganz unbedenklich, ja einzig richtig, daß im Kindesalter uns dieses Gut einfach als äußere heilige Autorität entgegengebracht wird. (Biblizismus.)

5. Dem erwachsnen Christen soll es dann geradezu zur Pflicht gemacht werden, die Güter, die Christus ihm schon in die Wiege gelegt hat, zu prüfen, um einen Eindruck von der überwältigenden und unergründlichen Herrlichkeit des christlichen Heilsgutes zu erlangen.

Artikel 10

1. Wo Gottes Heilsgedanken mit der Menschheit offenbar werden, haben wir Wort Gottes. Deshalb ist Christus, da ja in ihm die tiefsten und innersten Gedanken Gottes, seine Absichten und Zwecke mit der Menschheit offenbar geworden sind, das fleischgewordne Wort.

2. Alles in der heiligen Schrift muß daher an der Person Christi, an den in seinem Leben, Leiden und Sterben enthüllten Maßstäben gemessen werden. Was damit nicht übereinstimmt, ist nicht Wort Gottes für uns.

3. Da das Kommen Christi im Alten Testamente geschichtlich vorbereitet ist, so ist im Alten Testamente bei weitem das Meiste, was Christus gebracht hat, keimartig schon vorhanden. Nur ist im Alten Testamente alles noch äußerlich, sinnlich, noch nicht rein geistig gefaßt. Z. B. das Heil ist ein Land, das Israel gegeben werden soll; die Leiden sind ein Wandern durch die Wüste; die Weltbeherrschung ist nicht innerlich, geistig verstanden, sondern ein äußeres Herrschen über die Völker u. s. w. Aber in der Zeit der großen Propheten ist die Sittlichkeit der christlichen stark angenähert.

4. Dieses Wort Gottes hat sich heilskräftig an den Menschen erwiesen. Es ist eine Kraft Gottes, die das alte Leben in den Menschen umreißt und ein neues aufbaut.

5. Was in der heiligen Schrift nicht Träger der göttlichen Heilsgedanken und Heilskräfte ist, was in ihr nicht an unser Herz und Gewissen sich wendet (geschichtliche, archäologische Notizen u. dgl.), ist nicht Wort Gottes, so interessant und wichtig das alles in andrer Beziehung sein mag.*)

Artikel 11: Bleibender Maßstab für die Heilsnotwendigkeit von Voraussetzungen, weitren Entfaltungen und Ergänzungen und andern Formulirungen des auch hier formulirten Heilsglaubens

Der hier in Artikel 1 umfassend und Alles andeutend dargelegte, und in den Artikeln 2—10 im Einzelnen weiter ausgeführte Glaube an Jesus Christus ist zum Heile nötig,

*) Obige Zusammenfassung rührt nicht von dem Verfasser des „Versuchs" her, wie wir auf seinen Wunsch ausdrücklich erklären. Obwohl ja manche Gedanken des „Versuchs" in der Verkürzung nicht voll zu ihrem Rechte kommen, meinten wir doch durch deren Einschaltung vor dem Schlußartikel der Sache und unser Lesern einen Dienst zu thun. D H

d. h. nicht die Zustimmung zu der hier versuchten Formulirung, wohl aber der sachliche und persönliche Inhalt und die formelle Seelenthätigkeit des Vertrauens, das hier formulirt worden ist.

Aber dieser Glaube ist auch allein zum Heile nötig, d. h. außer ihm giebt es nichts, als, was unerläßlich ist, um zum Heile zu gelangen.

Um zu diesem Glauben zu gelangen, dazu bedarf es keiner andern Voraussetzungen, als derer, die in den vorangehenden 10 Artikeln schon enthalten sind, nämlich, daß jemand ein Mensch sei, sein eignes und seiner Mitmenschen Dasein nicht bezweifele, daß er Dinge oder Kräfte außer sich, die nicht in seinem eignen Willen enthalten, sondern davon unabhängig sind, anerkenne (mag er diese „Naturwelt" nun für eine wirklich „materielle" oder nur scheinbar „materielle" halten), daß er in sich etwas von sittlichen Forderungen und vom Druck der Sünde spüre, und außer sich etwas vom Druck der Not und des Todes; daß er die geschichtliche Ueberzeugung besitze, daß wenigstens der erwachsene Jesus von Nazareth wirklich im wesentlichen so auf Erden gewandelt und öffentlich gewirkt hat und gewesen ist, wie ihn mindestens die drei ersten Evangelien darstellen; daß dann die lebendige und anschauliche Gestalt dieses Jesus von Nazareth auf ihn, auf Gewissen, Gemüt, Streben und Wünschen einwirke, und daß auch der persönliche Verkehr mit solchen Menschen ihm nicht fehle, die den christlichen Heilsglauben aufrichtig besitzen; daß er endlich solche Menschen auch auf sich wirken lasse und dabei beobachte und erfahre, was der christliche Heilsglaube in ihnen gewirkt hat und wirkt, welche Freudigkeit und Zufriedenheit, welchen Mut, welche Geduld, welche Demut, Dankbarkeit, sittliche Freiheit u. s. w.

Das begeisterte Zeugnis von Jesus und von dem Glauben an ihn durch Predigt und Leben wahrer Christen, und die historische Erkenntnis oder Ueberzeugung, daß ebenso wahrscheinlich*), wie überhaupt etwas durch Geschichtsforschung sich machen läßt, auch Jesus von Nazareth, auch in vielen Einzelzügen und Einzelaussprüchen, so gewesen ist und geredet hat, wie ihn die (drei ersten) Evangelien darstellen — und außerdem eine nicht ganz oberflächliche Selbstbeurteilung und Menschenbeurteilung, und irgend ein Maß von Welterkenntnis: das sind also die notwendigen **Voraussetzungen** des Heilsglaubens. In den genannten Stücken allein besteht der notwendige Vorhof zum Heiligtum des heilsnotwendigen Glaubens: in den genannten Stücken, nicht aber in der Zustimmung zu irgend einem weiter ausgeführten theologischen oder philosophischen, orthodoxen oder liberalen Lehrgebäude besteht das unerläßliche Mittel, den Heilsglauben zu erlangen. (Grundlage und Voraussetzung der ‚fiducia cordis' ist nur das Wort der Predigt und eine ‚notitia historiae', aber kein ‚assensus intellectus'.)

Der Inhalt des heilsnotwendigen Glaubens kann natürlich kürzer und auch länger formulirt werden, als das hier geschehen ist, doch wird die hier vorliegende Formulirung den ganzen Inhalt ohne beträchtliche Lücken irgendwie umfassen. Es können daher die hier gestellten Artikel noch weiter ausgeführt, entfaltet, ergänzt und vervollständigt werden: es können auch aus manchem noch weitere Folgerungen abgeleitet werden. Das wird hier willig zugestanden, und so Raum gelassen für sehr verschieden gerichtete theologische Gedankengänge.

Doch sei hier gleich von vornherein in Bezug auf solche weitere Entfaltung, Ergänzung oder Vervollständigung, in Bezug auf die Schlüsse, die man etwa aus dem hier Formulirten, sei es nach rückwärts, sei es nach vorwärts, ziehen möchte, in Bezug auf alle weiteren Lehren, die man etwa versuchen möchte hieraus abzuleiten oder hier einzufügen, ganz entschieden, als Aussage des evangelischen Heilsglaubens selbst, Folgendes behauptet: Alle solche Folgerungen oder Ergänzungen, mögen sie in Wirklichkeit noch so richtig, noch so wahr, noch so denknotwendig sein, gehören zu den subjektiv heilsnotwendigen Dingen, weil zur (im Heilsglauben grundsätzlich schon enthaltenen) persönlichen Wahrhaftigkeit nur bei einem solchen Menschen, der von ihrer Richtigkeit überzeugt worden ist. Abgesehen aber von dieser besondren subjektiven Stellung zu ihnen, sind alle solche weitren Entfaltungen und Folgerungen aus dem hier formulirten Heilsglauben objektiv nur dann heilsnotwendig, wenn die Ergebnisse solcher Folgerungen auch wieder mit dem gleichen beseligenden und heiligenden Herzensvertrauen selbst angeeignet werden können, also den Wert, den Inhalt, die lebendige Anschaulichkeit und Gewissens- oder Gemütswirksamkeit des im Gesinnungsvertrauen mutig festgehaltenen Heilsgutes selbst (dessen, was wir selbst nun eigentlich durch des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Heilswirksamkeit erlangt zu haben und ewig zu besitzen freudig gewiß sind) bereichern und vergrößern.

*) Diese, dem Heilsglauben **vorangehende historische** „Wahrscheinlichkeit" wird dann durch den Heilsglauben selbst zur **unbedingten Gewißheit** erhoben.

Folgerungen dagegen, die nur als Verstandeswahrheiten angeeignet werden können, denen nur mit dem Verstande zugestimmt werden kann, ohne daß das innere Organ für ihre Aneignung das hier geschilderte beseligende und heiligende Heilsvertrauen auf Jesus wäre, sind objektiv für jeden nicht heilsnotwendig, der aus wissenschaftlicher „Unfähigkeit" oder „Fähigkeit", „Klarheit" oder „Unklarheit" des Kopfes ihre „Richtigkeit" nicht einsieht, auch wenn sie objektiv richtig sein sollten. — Dahin gehören alle Erkenntnisse, die man aus dem hier formulirten Heilsvertrauen etwa dadurch möchte zu erhärten suchen, daß sie doch die denknotwendigen objektiven Voraussetzungen oder Folgen seien, ohne deren Richtigkeit die Wirklichkeit und Verwirklichung des dargelegten Inhalts des Heilsvertrauens nicht zu erklären und nicht denkbar sein würde.*) Die Nichtannahme solcher aus der Heilsgewißheit abgeleiteter wirklich oder vermeintlich wissenschaftlicher Schlußfolgerungen kann nur dann heilsgefährlich werden, wenn jemand ihre Richtigkeit erkannt hat und sie doch nicht annimmt, also nur wegen einer in solcher Nichtannahme etwa liegenden (bewußten) Lüge. Sobald aber solche Schlußfolgerungen aus aufrichtiger Meinung (vielleicht also aus Irrtum) **nicht** angenommen werden, so ist solche Ablehnung nicht heilsgefährlich. Denn objektiv heilsgefährlich auch bei persönlicher Aufrichtigkeit (etwa auf Grund mangelnder geschichtlicher Kenntnis von Jesus) ist auf Erden, ohne dem zukünftigen Schicksal vorzugreifen, nur das Fehlen des hier geschilderten Heilsvertrauens selbst und alles dessen, was für den Menschen unerläßlich ist, um zu diesem Heilsvertrauen zu gelangen, oder auch um es zu behalten; weiter aber nichts.

„**Weil wir also erkannt haben, daß der Mensch durch die Zustimmung zu orthodoxen oder liberalen Lehren noch nicht des Heiles teilhaftig wird, sondern erst durch das persönliche Vertrauen auf Christus Jesus, so haben auch wir auf Christus Jesus unser Vertrauen gesetzt, auf daß wir des Heils teilhaftig werden durch das persönliche Vertrauen auf Christus, und nicht durch die Zustimmung zu orthodoxen oder liberalen Lehren; denn durch die Zustimmung zu orthodoxen oder liberalen Lehren wird kein Mensch des Heils teilhaftig werden**" (Gal. 2, 16).**)

Dies Vertrauen auf Jesus Christus nun, durch das allein der Mensch des Heils teilhaftig wird, findet in der Schrift selbst seinen kürzesten und besten Ausdruck in dem Bekenntnis: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu werden.

A K

*) Vergl. **Fricke** „Auch ernste Gedanken," 2. Aufl. S. 7: „**Woher** dieser wunderbare Jesus von Nazareth?" — Was schadet es denn meinem Heile, wenn ich es nicht erklären noch begreifen kann, solange ich seiner nur trotzdem in zweifellosem Vertrauen gewiß bin? Wer kann die Entstehung unsres Heils denn ganz begreifen, wer muß nicht diesem Geheimnis gegenüber in anbetender Bewunderung ausrufen: O welch eine Tiefe der Weisheit an der Erkenntnis Gottes!?"

) Hierin liegt die Behauptung: Es giebt dogmatische **Adiaphora (Dinge, die wirklich in der Christenheit Privatsache des Einzelnen sein dürfen, was der hier formulirte Heilsglaube nie werden darf), und zu ihnen gehört die Zustimmung zur orthodoxen Lehre über die zwei Naturen in Christo.

Amos Comenius,

der letzte Bischof der böhmischen Brüder

1

Der Mann, dessen dreihundertjähriger Geburtstag in diesem Jahr unter allen gebildeten Völkern festlich begangen werden wird, gehört zu den geschichtlichen Persönlichkeiten, die eine eigenartige Anziehungskraft für alle die besitzen, die in ihre Gedankenkreise eintreten. Diese Kraft hat sich in der Zeit, wo Comenius unter den Lebenden weilte und mit der ungewöhnlichen Schaffenskraft, die ihm eigen war, unzählige Schriften, Abhandlungen und Briefe verfaßte, glänzend gezeigt; gegenwärtig, wo unter einer Reihe begünstigender Verhältnisse sein Andenken unter uns wieder lebendig zu werden beginnt, tritt dieselbe Erscheinung in das Licht. Die Zahl seiner Freunde mehrt sich in demselben Maße, in dem die ehrwürdige Leidensgestalt dieses letzten Bischofs der ältern böhmischen Brüder aus dem Dunkel hervortritt, in das sie unter der Ungunst der Zeiten einen großen Teil des achtzehnten und selbst des neunzehnten Jahrhunderts hindurch gesunken war.

Das Andenken großer Männer pflegt selbst dann, wenn sie durch ihr Denken und Wirken allen Völkern angehören, in erster Linie von der Nation getragen zu werden, aus der sie hervorgegangen sind, und sobald deren Anhänglichkeit hinwegfällt, pflegt auch dies Andenken seine Kraft rasch zu verlieren; und wenn die Bedeutung eines Mannes vornehmlich auf religiösem, oder auf dem mit diesem eng verknüpften pädagogischen Gebiete liegt, so sind in der Regel die Angehörigen der betreffenden Konfession die Träger der Erinnerung. Merkwürdig genug trifft beides auf Comenius nicht zu. Die Nation, der er entsprungen ist, die tschechische, war ihm seit der Zeit, wo sie rekatholisirt war, innerlich bis auf unsre Tage stark entfremdet, und das Bekenntnis, in dem er geboren war, hat an ihm einen seiner letzten Vertreter besessen. Wenn gleichwohl heute die Völker wetteifern, ein Stück des Mannes für sich in Anspruch zu nehmen und die Konfessionen in gleicher Weise seinem Andenken ihre Hochachtung beweisen, so erhellt, daß dieser Mann es in ungewöhnlichem Grade verstanden haben muß, die Seiten der menschlichen Natur zu berühren, die allen Völkern und allen Religionen gemeinsam sind. Noch in ganz anderm Sinn als Kolumbus, Shakespeare, Goethe ist Comenius Eigentum der ganzen Menschheit, gleichviel welche Sprache sie reden und welcher Kirche sie angehören; wenn auch der Beifall der Menge den großen Dichter oder den Entdecker neuer Erdteile stets lauter umrauschen wird, als den Begründer der heutigen Erziehungslehre und der „Pansophie," so wird sich doch der stille Einfluß dieses „Apostels unter dem Kleinvolk" und Propheten des Völkerfriedens im Laufe der Jahrhunderte ebenso tief geltend machen und seine versöhnende Kraft unter den streitenden Völkern und Kirchen immer nachhaltiger bewähren.

2

Die Jahre, in denen Comenius zum Jüngling und Mann heranreifte, waren eine Zeit lebhafter religiöser und politischer Bewegungen und gerade Böhmen und Mähren wurden sehr nahe davon mitbetroffen, nicht am wenigsten auch die böhmischen Brüder, deren Gemeinden sich damals über Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen ausbreiteten.

Die Brüder hatten sich seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unter einer Reihe ausgezeichneter Führer als der wichtigste Faktor des Protestantismus der slawischen Länder bewiesen. Als sie nach der Schlacht bei Mühlberg ihre heimatlichen Sitze im Jahre 1548 hatten verlassen müssen, hatten sie sich in Polen und Preußen festgesetzt, und ihrer Einwirkung war es zuzuschreiben, daß sich über das Königreich Polen seit 1550 ein Netz evangelischer Gemeinden ausbreitete, die in der Union von Sendomir (1570), unter ihrem Einfluß sich zu einer kräftigen Organisation zusammenfaßten. In die Heimat zurückgekehrt, waren sie die Träger jener Bewegung, die zur Erteilung des sogenannten Majestätsbriefs vom Jahre 1609 an die Evangelischen führte, durch den, wie bekannt, den Protestanten Religionsfreiheit im Königreich Böhmen gewährt wurde. Bei allen Verhandlungen, die damals zwischen den Evangelischen und der Regierung geführt wurden, pflegte die Hälfte der Deputationen aus den Mitgliedern der Brüdergemeinde zu bestehen, und bei der Wahl der Direktoren war dasselbe der Fall; man wußte allgemein, daß ihre Bemühungen die Regierung in erster Linie zur Nachgiebigkeit bestimmt hatten. War ihre Kopfzahl im Verhältnis zu den großen Kirchen auch klein, so traten sie doch stets in großer Geschlossenheit auf; ihre Überzeugungen hatten ihnen auch bei vielen Evangelischen und selbst bei Katholiken Sympathien erworben, die ihnen auch über die Kreise ihrer unmittelbaren Mitglieder hinaus Einfluß verschafften.

Im klaren Bewußtsein der Gefahren, die sie von allen Seiten umgaben, suchten sie in einer sorgfältigen Erziehung der Jugend die zusammenhaltende Kraft, deren sie den übermächtigen Gegnern gegenüber bedurften. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten sie in Böhmen eine Reihe blühender Schulen besessen, und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hatte sich ihr Eifer für die Jugendbildung noch gesteigert. Gleichwohl war es ihnen nicht möglich gewesen, eine eigne Universität zu gründen, und sie sahen sich daher genötigt, die jungen Leute, die eine höhere Ausbildung erhalten sollten, auf die geistesverwandten Hochschulen der benachbarten Länder, besonders Deutschlands, zu schicken. Zahlreich begegnen uns daher in den Matrikeln der Universitäten aus jener Zeit, zumal der reformirten, die Namen junger Böhmen und Mähren, von denen ein wichtiger Bruchteil eben aus den Gemeinden der Brüder stammte. Unter ihnen befand sich seit 1611 auch der junge Johann Komensky, der bei der Aufnahme in die Gemeinde den Namen Amos erhalten hatte.

3

Graf Johann der Ältere von Nassau-Oranien hatte im Jahre 1584 in seinem Stammlande eine Hochschule zu Herborn errichtet, die dem Geiste der Brüderunität in mehr als einer Beziehung sehr verwandt war. Mit gutem Grunde bevorzugten die Senioren der Unität für ihre jungen Leute gerade diese Universität, und zahlreicher als an den ältern Pflanzstätten der Wissenschaft saßen in der kleinen Stadt fortan die jungen Mähren zu den Füßen der Professoren. Man hat mit Recht auf den Einfluß hingewiesen, den Johann Heinrich Alsted (geb. 1588) auf Comenius gewonnen hat;*) vielleicht ist aber doch auch hervorzuheben, daß der berühmteste der damaligen Herborner Gelehrten Johann Piscator war, und daß eben sein Ruf die damalige Blüte der Hochschule vornehmlich herbeigeführt hatte.

Piscator, geb. 1546 zu Straßburg, war im Jahre 1567 zu Tübingen Magister geworden. Nachdem er seine Heimatstadt, wo er seit 1572 als Professor der Theologie wirkte, abweichender Religionsansichten halber hatte verlassen müssen und nachdem auch die Universität Heidelberg seit 1577 aus demselben Grunde ihn verwiesen hatte, hatte er einige Jahre hindurch teils als Korrektor einer Druckerei, teils als Lehrer ein kümmerliches Dasein gefristet, bis ihn Graf Johann der Ältere für geeignet hielt, an seiner neuen Universität eine der ersten Professuren einzunehmen. Die fruchtbare Thätigkeit, die er hier als Dozent wie als Gelehrter entwickelte, bewies bald, daß Johann eine glückliche Wahl getroffen hatte; jedenfalls hat die Herborner Hochschule unter Piscators Führung (er starb 1625) ihre höchste Blüte erlebt.

Es ist nicht anzunehmen, daß ein Mann von Piscators Begabung ohne Einfluß auf Comenius geistige Entwicklung geblieben ist; indessen steht soviel fest, daß weder durch Piscator noch durch Alsted (auch dieser galt nicht in allen Punkten als reformirt-rechtgläubig) der Geist der jungen Studirenden auf die dogmatischen Streitfragen gelenkt worden ist, von denen damals alle Hörsäle wiederhallten. Man kann im Gegenteil sagen, daß gerade hier die Erörterung trennender theoretischer Fragen keineswegs überwog, und daß mehr praktische als dogmatische Fragen den Geist der Lehrer wie der Lernenden erfüllten; schon die Zeitgenossen weisen darauf hin, indem sie

*) A. Nebe, Vives, Alsted, Comenius in ihrem Verhältnis zu einander. Elberfeld 1891 (Gymn. Progr.).

mißbilligend bemerken, daß Alsted in der heiligen Schrift nicht nur die Richtschnur des Glaubens, sondern auch des Lebens finden wollte, und über die „Schwärmerei“ spotten, kraft deren Alsted an die dereinstige Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden glaubte.

Unter den Fragen, die in Herborn mit Vorliebe erörtert wurden, spielten schon damals die pädagogischen nicht die geringste Rolle, und Comenius selbst erzählt, daß er den Anfang seiner didaktischen Studien schon in die Zeit verlegen könne, wo er zu Herborn den Wissenschaften oblag.

Man wird dies um so eher glaublich finden, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1612 die berühmte Schrift des Wolfgang Ratichius (geb. 1571) über die Verbesserung der Lehrmethode erschienen war — ein Buch, das in den Kreisen, denen Comenius geistig nahe stand, viele Verteidiger, sonst aber sehr viel Widerspruch fand und das gerade in der Nachbarschaft Herborns, an der Universität Gießen, auf Befehl des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt von den Professoren Jungius und Helwig in eingehender Weise zum Gegenstand der Behandlung gemacht wurde. In dem Gutachten, das die genannten Männer erstatteten, wird Ratichius Methode warm befürwortet und gesagt, daß sie „Grund in der Natur und in der Probe Bestand habe, auch durch gute Mittel sehr wohl ausgeführt werden könne.“ Weder Ratichius Buch noch Jungius Gutachten kann der Aufmerksamkeit der Herborner Professoren und ihrer Schüler entgangen sein.

Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie treu der junge Mähre, obwohl fern von der Heimat und der Religionsgemeinschaft, der er angehörte, die Wege einhielt, die ihm durch die eignen Überlieferungen gewiesen waren: eben die Richtung auf das Praktische, eben die Abneigung gegen die Erörterung von Streitfragen, die nicht aufbauen, sondern zerstören, ja dieselbe Betonung der Idee der Reiches Gottes, wie sie in der Heimat üblich war, fand er hier durch seine Lehrer vertreten, und jetzt führten ihn die wissenschaftlichen Werke geistesverwandter Gelehrten auf die Fragen, die gerade für die Brüder, wie wir sahen, im Vordergrunde des Interesses standen. Die Lage, in die er sich gesetzt sah — er war zunächst bestimmt, ein Schulamt in der Unität zu bekleiden — drängte seinen lebhaften Geist auf die Pfade, auf denen er später unsterblichen Ruhm zum Heile der Menschheit gewinnen sollte.

4

Nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg und Amsterdam kehrte Comenius im Jahre 1614 nach Mähren zurück. Unter den Dingen, die seinen Geist damals vornehmlich beschäftigten — er war 22 Jahre alt — treten außer der Erziehungslehre besonders die Sprachen in den Vordergrund, und zwar waren es bezeichnender Weise nicht in erster Linie die Weltsprachen des Lateinischen und Griechischen, sondern die Volkssprachen, besonders seine tschechische Muttersprache, der er seine Bemühungen widmete.

Unter den Brüdern war aus den oben angedeuteten Gründen das lebhafteste Bestreben vorhanden, alle ihre Glieder zum Verständnis der religiösen Prinzipienfragen zu erziehen, auf denen ihr Dasein beruhte. Auch in andern Kirchen war die Überzeugung immer allgemeiner geworden, daß ein gewisses Maß von Kenntnissen in thunlichst weiten Kreisen zu verbreiten sei; die Brüder aber hielten grundsätzlich die Forderung aufrecht, daß alle an allem Wissenswerten thunlichsten Anteil gewinnen sollten und daß gerade in dieser Beziehung gleiches Maß für alle zu erstreben sei.

Unter diesen Umständen besaßen die Volkssprachen natürlich für sie ebenso große Bedeutung wie die Weltsprachen, die lediglich Eigentum der Gelehrten waren; nur durch die Volkssprache konnte man auch zu dem kleinen Mann hindurchdringen, und die Schätze der Bildung, die die Jahrhunderte angehäuft hatten, waren erst dann für alle zugänglich und verwendbar, wenn sie in den Sprachen der einzelnen Nationen, nicht bloß in der lateinischen Sprache, in angemessener Weise niedergelegt und verdeutlicht werden konnten.

Um die Tiefe des Gegensatzes, in dem diese Forderung zu der herrschenden Denkweise sich befand, zu übersehen, muß

man sich vergegenwärtigen, daß es damals nur ein Bildungsmittel und nur ein Bildungsziel gab, nämlich die Beherrschung des Lateinischen und der Wissenschaften, die durch sie erreichbar waren. Die Schule der Reformatoren kannte die Volkssprachen als Unterrichtsgegenstand nicht; an dem berühmten Sturmschen Gymnasium zu Straßburg war das Deutsche in jeder Beziehung verpönt und den Schülern der Gebrauch dieser Sprache in der Schule untersagt; in den Schulen Trotzendorfs und Goldbergs durften die Schüler auch im gewöhnlichen Verkehr nicht deutsch sprechen, und nur den untersten Klassen wurde der Katechismus in deutscher Sprache beigebracht.

Da war es denn eine grundstürzende Neuerung, daß Comenius im Anschluß an Ratichius, der ihm hierin wie in andern Punkten vorangegangen war, die Berücksichtigung der Volkssprachen auch in den Schulen forderte, und man kann sich denken, daß die Verteidiger des Alten darin ebenso wie in sonstigen Forderungen zunächst lediglich „Schwärmereien“ erkannten, „Schwärmereien“, die nach ihrer Ansicht lediglich auf dem Boden mangelnder religiöser Rechtgläubigkeit erwachsen sein konnten.

Die ersten Schritte, die Comenius auf dem Wege einer praktischen Lebenslaufbahn machte, wurden bestimmt durch Beziehungen, die er zu dem Hause des Grafen von Zarotin besaß, und die vielleicht schon von seinen früh verstorbnen Eltern her auf ihn vererbt worden waren. Graf Karl der Ältere machte den jungen Komensky zum Rektor der Schule in Prerau, der er mehrere Jahre hindurch vorstand. 1618 folgte er einem Rufe als Prediger und Schulinspektor nach Fulnek.

5

Die Aussichten, die die Brüder im zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhundert besaßen, waren nach dem glücklichen Ausgang der Kämpfe um die Religionsfreiheit sehr gute; von Jahr zu Jahr gewannen sie an Ausbreitung und Einfluß, und als Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt und Comenius' nachmaliger Schwiegervater Cyrillus dazu ausersehen war, bei der Königskrönung mitzuwirken, wie hätten da nicht frohe Hoffnungen die Gemüter schwellen sollen?

Allerdings hatten die Brüder den Wechsel der Zeiten oft genug kennen gelernt, und auch jetzt werden die Einsichtigern nicht blind gewesen sein gegenüber den Gefahren, die drohend sich nahten. Allein daß die Reaktion so rasch und mit solchem Erfolge eintreten würde, wie es dann geschah, das hatten doch wohl auch die nicht geahnt, die der Zukunft mit Mißtrauen entgegensahen. Das gewaltige Bündnis der katholischen Mächte, das sich angesichts der protestantischen Erfolge in der Stille gebildet hatte, war den Evangelischen um so mehr überlegen. als jene das Mißtrauen der Lutheraner gegen die Fortschritte der Calvinisten geschickt zu ihren Gunsten auszubeuten verstanden. Die führende Macht unter den Lutheranern ließ sich für die katholischen Interessen gewinnen, und Böhmen und Mähren waren der Rache der Feinde preisgegeben. Spanische, bayrische und sächsische Truppen waren bereits im Frühjahre 1620 in Böhmen eingerückt. Herzog Maximilian von Bayern drang mit der liguistischen Armee von Oberösterreich aus vor, der Kurfürst von Sachsen besetzte die Lausitz. Nur wenige Monate schwankte die Entscheidung: am 8. November 1620 erfolgte die Schlacht am weißen Berge, die Macht des neuen Königs brach jäh zusammen, und die Periode der gewaltsamen Ausrottung des Protestantismus begann.

Die Stadt Fulnek wurde im Jahre 1621 von den Spaniern besetzt, geplündert und niedergebrannt. Ein Opfer dieses Ketzergerichts in großem Stil war bis zu einem gewissen Grade auch Comenius: war er auch mit dem Leben davon gekommen, so hatte er doch alle seine Habe, seine Bücher und seine Handschriften verloren. Der Wiederaufbau der zerstörten Stadt wurde den Brüdern nicht gestattet; sie wurden zur Auswanderung gezwungen, und Comenius suchte und fand nebst dreiundzwanzig andern Geistlichen der Brüder zunächst Schutz auf einer Besitzung der Herrn von Zarotin bei Brandeis in Böhmen. Hier entstand unter dem Eindruck der schweren Schicksale, die ihn und sein Volk betroffen hatten — er hatte in dieser Zeit

auch seine Frau und seine zwei Kinder verloren — in tchechischer Sprache das „Labyrinth der Welt", ein Buch, das seine schriftstellerische Begabung sofort in helles Licht setzte und das in mancher Beziehung ein gleichwertiges Gegenstück zu der berühmten Pilgerreise des John Bunyan bildet, ja dieser an Anmut und Schwung der Sprache noch überlegen ist.

In den zunächst folgenden Jahren ward Böhmen und Mähren der Schauplatz der schwersten Religionsverfolgungen, die diese Länder seit Jahrhunderten gesehen hatten, und die Brüder beschlossen, das Land ihrer Väter gemeinsam zu verlassen und gemeinsam neue Wohnsitze zu suchen. Comenius und Johann Chrysostomus wurden nach Polen gesandt, um mit den dortigen Machthabern ein Abkommen über die Niederlassung zu treffen. Auf dieser Reise besuchte Comenius die Städte Görlitz, Sprottau, Frankfurt a. O. und Berlin. Hier sah und sprach er auch die Mutter des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich und teilte ihr die Hoffnungen mit, von denen er auf Grund von Weissagungen eines Mannes aus Sprottau erfüllt war. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß Comenius und mit ihm Tausende von Zeitgenossen in solchen Wahngebilden Trost suchte; man kann dies beklagen, muß sich aber, ehe man den Mann deshalb schilt, gegenwärtig halten, daß dieser Irrtum durchaus auf der gleichen Stufe steht mit dem astrologischen Aberglauben, oder mit dem Hexenwahn, dem die berühmtesten Männer jenes Jahrhunderts ergeben waren.

Als zu Ende des Jahres 1627 der letzte Termin, der den böhmischen Evangelischen zur Auswanderung gesetzt war, herannahte, war das Abkommen bereits fertig, das die Brüder mit einigen polnischen Großen behufs Aufnahme auf deren Besitzungen geschlossen hatten. Besonders waren es der Woiwode Raphael Leszczynski zu Lissa und Andreas Rej, Erbherr auf Schokken, die sich bereit erklärt hatten, den Brüdern Schutz zu gewähren.

Es war ein schweres Geschick, das über die Brüder gekommen war, ein Geschick, dessen Größe erst allmählich hervortreten sollte; indessen ist es nicht zu bezweifeln, daß die Verbannung für Comenius in mehr als einer Beziehung Folgen mit sich brachte, die zwar nicht seinem persönlichen Wohlbefinden, aber doch seiner geistigen Wirksamkeit in hohem Grade zu statten kamen. Wurde er auch durch die Verbannung aus der Heimat gerissen, so ward er dafür doch in weit größere und wichtigere Beziehungen hineingestellt, ohne die er schwerlich je für die Welt das geworden wäre, was er für sie geworden ist.

6

Am 8. Februar 1628 kam Comenius in Lissa an und übernahm hier ein Lehramt an der Schule, die schon 1555 von den Brüdern gegründet und 1624 zum Gymnasium erhoben worden war. Die praktische Thätigkeit, in die er damit eintrat, gab ihm Veranlassung, auf die Gedanken zurückzukommen, die ihn, wie wir sahen, schon in Herborn und in Prerau beschäftigt hatten. Viel früher, als man in der Regel annimmt, pflegen sich in den Seelen junger Leute die Grundgedanken festzulegen, die für ihre fernere Entwicklung maßgebend bleiben. Schon um das Jahr 1614 hatte Comenius sich auch mit dem Gedanken beschäftigt, daß eine „sanftere Methode" des Unterrichts gefunden werden müsse, und er schrieb eine kleine Grammatik, die diesem Ziele dienen sollte. Späterhin wurde der Satz: Alles geschehe in Freiheit, Gewalt sei ferne den Dingen (Omnia sponte fluant, absit violentia rebus) der Wahlspruch, der seine wichtigsten Erwägungen leitete und seinem ganzen System Ziel und Richtung gab.

Um die Bedeutung dieses Grundsatzes zu ermessen, muß man die Verhältnisse und Anschauungen kennen, wie sie damals gang und gäbe waren. Die Schulen wurden von einer rohen Schulzucht beherrscht, die den Schülern die Lehrer wie das Lernen verhaßt machte. Da die erziehende Bedeutung der Schulen ganz zurücktrat und die Unterrichtsanstalten lediglich als Pflanzstätten des Wissens galten, so konnte man in der That hoffen, durch Zwang und Gewalt manches zu erreichen, um so mehr dort, wo aus dogmatischen Gründen der Satz Anerkennung gefunden hatte, daß das Herz der Menschen und natürlich auch der Kinder nicht nur verderbt und zum Bösen geneigt, sondern gänzlich verdorben und alle geistlichen Kräfte durch die Sünde ganz und gar vertilgt seien. In demselben Maße als dieser Grundsatz geeignet war, die Achtung vor der Menschennatur zu verringern, in demselben Umfang mußte er zu der Ansicht verleiten, daß Strenge und gewaltsame Behandlung die gegebnen Mittel seien, um die Bosheit der Natur einigermaßen im Zaume zu halten, um dadurch, wenn auch keine Erziehung, so doch eine Abrichtung des Kindes für das Leben zu erreichen.

Auf dem Boden dieser Anschauung konnte der Begriff der Entwicklung nicht gedeihen, und insofern es keine Erziehung ohne Entwicklung giebt, mußte die Idee der entwickelnden Erziehung den Vertretern jener Theorie stets mehr oder weniger schattenhaft bleiben.

Comenius seinerseits fand unter den Überlieferungen seiner Gemeinschaft die Begriffe der Entwicklung und der Freiwilligkeit sowie den Widerspruch gegen die Anschauung von der gänzlichen Verderbtheit der Menschennatur vor, und indem er diese Grundsätze auf die Didaktik anwandte, wurde er im umfassendsten Sinne ihr Reformator und gleichsam der Entdecker unbekannter Welten.

Es ist von Wichtigkeit, festzustellen, daß sich Comenius dieser Prinzipien und ihres Gegensatzes gegen die herrschenden Anschauungen, die in der Kirchenlehre ihre Stütze fanden, klar bewußt war, und daß er eben von hier aus zu dem Neubau des Systems der Erziehungslehre gekommen ist, wie er es in seiner Didactica magna niedergelegt hat. K—r

Die deutsche Alkoholfrage

9. Trunk und Sittlichkeit

Schon deshalb ist der Alkohol ein Feind der Sittlichkeit, weil er ein Feind der Häuslichkeit ist. Wenn schon auf dreißig oder vierzig Haushaltungen eine Kneipe kommt, so ist das ein deutliches Zeichen, daß der häusliche Sinn, diese vorzügliche Schutzwehr gegen sittliche Versuchungen, in unserm Volke sehr untergraben ist.

Der Dichter Ernst Eckstein, der als einer der burschikosesten Schriftsteller bekannt ist, hat 1889 in dem Familienblatt „Ueber Land und Meer" Folgendes geschrieben:

Es ist betrübsam, daß in dem freien, großen, geeinigten Deutschland die Geselligkeit mehr und mehr aus dem Hause in die Kneipe übersiedelt... Beinahe jedes Quartal bringt die feierliche Eröffnung eines neuen Zechpalastes, und trotzdem machen die Wirte insgesamt opulente Geschäfte. Die lustigen Herren so zwischen Dreißig und Sechzig, die sich da um dem Stammtisch im „Löwen-", „Wolfs-" oder „Zacherlbräu" scharen, ihre steinernen Krügel schwingen und sich beim Qualm der Zigarre jetzt über Bismarck und Boulanger, dann über die neuesten Abenteuer des Ungarn Mikosch und ähnlicher Zelebritäten aussprechen, diese Herren sind nicht etwa Junggesellen, denen die „warme, gemütliche Kneipe" das fehlende Heim ersetzt, sondern zum größten Teil Ehemänner. Die Jüngern haben daheim eine mehr oder minder liebliche Frau; die Aeltern ihre treu sorgende, wenn auch nicht mehr im Lenz der Schönheit prangende Lebensgefährtin, dazu ein paar hübsche, freundliche Töchter. Schon zeigen sich Spuren, daß der unglückselige Geist der Zeit auch die Frauen in Mitleidenschaft zieht. Seitdem das Bier die kleinen Spelunken verlassen hat, um sich in allen erdenklichen Stilen Prunkhäuser und Kathedralen zu bauen, seitdem hat auch die deutsche Frau ihren ursprünglichen Abscheu gegen das Kneipenleben überwunden, und jetzt schon giebt es gewisse Städte, deren Einwohnerinnen mit fast männlicher Thatkraft allwöchentlich mehrmals ihre zwei, drei, auch vier Seidel genießen. Ueberall aber existirt eine Reihe wirklich fashionabler Lokale, wo die Frau, selbst der höhern Klassen, dem Beispiel des Mannes folgt, der sich der Häuslichkeit mehr und mehr zu entfernen droht. Sind unsre Männer wirklich so unempfänglich geworden für die geistigen und gemütlichen Reize der Häuslichkeit und eines freundschaftlichen Privatverkehrs, daß sie das ewige Hocken in der menschengefüllten Kneipe dem Aufenthalt in ihrer behaglichen Wohnung vorziehen?

Die Kneipe ist aber nicht nur ein Raub an der Häuslichkeit, sondern eben so auch an allen Stätten der Bildung, der edlen, erhebenden Unterhaltung und des Menschheits- und Gottesdienstes. Ein Vergleich der Kneipen und der Kirchen nach ihrer Zahl ist belehrend. Es kommen in Sachsen nach Dr. Roscher auf jede christliche Gottesdienststätte 14 Schänken; in Dresden nicht bloß 14, sondern 57, in Chemnitz 64, in Leipzig 74. Auf etwa 2250 sächsische Lutheraner kommt ein Geistlicher, auf 152 Einwohner ein Schankwirt.

Sittliche Verrohung muß die natürliche Folge eines solchen Zustandes sein. Sie zeigt sich denn auch deutlich auf mannigfache Weise; z. B. im Liederschatz der Kneipenden, auch der „hochgebildeten,“ auch der Studirenden und Studirten, die den deutschen Steuerzahlern so teuer zu stehen kommen. Ihre Lieder preisen nicht nur das Trinken, sondern auch die Betrunkenheit, das Saufen bis zum Erbrechen.

In die Kneipen laufen
Und sein Geld versaufen,
Ist ein hoher, herrlicher Beruf

so lesen wir in jedem Kommersbuch, und weiter:

Wir haben genossen den Herbst,
Getrunken, gespielt, getanzt und gehaudert,
Und oft hieß es sogar:
Ei, ei, Herr Bruder, du gerbst!

In den verbreitesten Kommersbüchern fehlt es nie an unsittlichen Liedern, nicht bloß Zoten, sondern auch an solchen nicht, die ehrlose Handlungen an Mädchen, an Geldleihern und andern „Philistern“ verherrlichen. Wozu sich Leute der besten Gesellschaft unter dem Einfluß des Bieres hergeben, zeigt ein bluttriefendes Lied, das im Herbst 1890 zu Berlin auf einem Kommers zu Ehren des Afrikareisenden Karl Peters gesungen wurde und sittlich viel tiefer steht als die Gesänge der Neger, deren Niedermetzlung es feiert. Von einem andern auf gleichem Kommerse gesungenen Liede lautet der Schlußvers:

Danach ist ein gut Gewissen
Stets ein sanftes Ruhekissen.
Nebenbei sei noch bemerkt
Wenn man es mit Schnapse stärkt
Wirkt es ganz besonders.

Bei solchen Gesängen der „Besten unsres Volkes“ kann man die Kümmelbrüder kaum anklagen, wenn sie ihr Lieblingsgetränk unvermischt „das reine Gotteswort“ nennen.

Der Wein wirkt auf Charakter und Sittlichkeit nicht viel besser ein als das Bier. Ich ziehe das Urteil eines Schweizers an, da wir zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland hier keinen Unterschied zu machen brauchen. Pastor und Regierungsrat Albert Bitzius, Sohn des berühmten Volksschriftstellers „Jeremias Gotthelf“ fällte aus seiner reichen Erfahrung heraus folgendes Urteil:

Der Wein hat zwei Eigenschaften. Wie jedem andern Genuß wohnt auch ihm die Gefahr inne, den Genießenden je länger desto selbstsüchtiger zu machen: hart, rücksichtslos, roh. Der Genießende teilt nicht gern, will möglichst viel für sich allein. Anders vermöchten wir jene leider nicht seltenen Hausväter gar nicht zu begreifen, die gewissenlos genug sind, die Hälfte ihrer Jahreseinnahme und mehr die Gurgel hinabzujagen und währenddem die Ihrigen daheim am Nötigen Mangel leiden zu lassen, oder wenn auch dieses nicht, ihnen jeden freundlichen Lebensgenuß zu verhalten. Ja, auch so erschiene uns diese Roheit noch allzu groß, käme beim Wein zum Genuß nicht noch etwas andres hinzu, das sie ermöglicht und bewirkt: das ist die Selbstverblendung, die Selbstbelügung, der künstliche Hochmut. Haltet so einem Menschen seine unverantwortliche Pflichtvergessenheit vor, so wird er in einzelnen ganz nüchternen Augenblicken sie einsehen, ja bereuen. Dann aber geht er hin und sucht beim Weine neuen Trost, und dieser falsche Freund setzt sich zu ihm und sagt: Was, so hat man zu dir gesprochen, so schlecht hat man dich gemacht? Nein, so bist du denn doch nicht, viel besser, so und so einer, o so ein braver und ein guter! Und bei jedem neuen Glase Wein sieht sich jener Mann wirklich und in Wahrheit mehr und mehr so, wie er gerne sein möchte. Und so fährt er fort zu trinken. Sonst müßte er sich sehen wie er ist, in seiner ganzen, erbärmlichen Schwachheit; trinkend dagegen schaut er sich im höhern Licht, in verklärter Gestalt, und weil ers nicht aushält in der Wirklichkeit, weil er zu schwach ist, durch langsame, ehrliche Arbeit sie besser zu gestalten, deshalb erkauft er stets frisch sich wohlfeile Selbstverblendung.

Ebenso wenig tröstlich klingt, was der Züricher Psychiater, Irrenanstaltsdirektor Forel von denen sagt, die aus Alkoholtrinkenden allmählich Trinker werden:

Langsam, allmählich wird der Trinker roher, sinnlicher, brutaler, ethisch defekt, verlogen, dumm-schlau, bis schließlich eine schwächende Ursache (ein Magenkatarrh, ein Beinbruch ꝛc. oder auch nur eine Erschöpfung) den Ausbruch des Säuferwahnsinns hervorruft. Bei Fortsetzung des Trinkens wiederholen sich die Anfälle von Säuferwahnsinn; die chronische Hirnvergiftung wird immer ärger; die Delirien werden kontinuirlich, und der Kranke stirbt an Selbstmord oder an einem Deliriumanfall, oder auch, er wird allmählich unheilbar blödsinnig und endet in der Irrenanstalt, wenn er nicht rechtzeitig zur Abstinenz gebracht wird, was ihn allein noch heilen kann. Was für ein Elend er aber vor seinem Tode in seiner Umgebung durch Roheit, Cynismus, Verschwendung, Mißhandlungen, sexuelle Exzesse, Ansteckungen durch venerische Krankheiten, Erzeugung elender kranker Kinder, Verzweiflung

und moralischen Ruin seiner Familie anrichtet, davon kann nur derjenige ein wahres Bild geben, der in diese Misere, diese Verwüstung und Verzweiflung öfters hineingeschaut hat. Aber auch solche Menschen, die nie soweit kommen, die nur mäßig roh, mäßig gemein, mäßig faul, mäßig falsch durch ihre Trinkgewohnheiten werden, die man auch nicht zu den eigentlichen Säufern rechnet, bilden bereits eine arge Pestbeule unsrer Tage und füllen täglich und überall die Wirtshäuser.

Der oben erwähnte Professor Dr. Birch-Hirschfeld in Leipzig bemerkt:

Im großen und ganzen sind die Geisteskranken nicht so gefährlich wie die Trinker. Es geschehen viel mehr Akte brutaler Gewaltthätigkeit durch den Trunksüchtigen, als durch den Geisteskranken. Die wirtschaftliche und sittliche Existenz der Familien wird in viel größerem Umfange durch den Trinker als durch den Geisteskranken bedroht. Wenn man bedenkt, daß die schmählichsten Schandthaten, die im Kreise der eigenen Familie vorkommen, fast ausnahmslos von Trinkern verübt werden und daß diese traurigen Attentate gegen die eigne Familie sich in den letzten Jahren in erschreckender Weise vermehrt haben, so muß man zugeben, daß die Entmündigung der Trunksüchtigen und Verbringung derselben in eine Trinkerheilanstalt ein dringendes Bedürfnis ist.

Wir wollen nun die deutschen Richter und Gefängnisbeamten nach ihren Erfahrungen über den Zusammenhang zwischen ihrer Berufsthätigkeit und dem Trunke fragen. Hier folgen einige Antworten.

1. Landgerichtsrat Dr. Witting in Altona sagte 1888 in einem Vortrage, daß er wöchentlich zehn Sühneversuche zwischen Eheleuten abzuhalten habe, und daß in der Mehrzahl der Fälle Wirtshaus und Trunk die Ursache bilden.

2. Gefängnisgeistlicher Dr. B. Riggenbach in Basel, der ein Buch über die Ursachen der Verbrechen geschrieben hat, nennt vor allem das Wirtshausleben als eine Quelle strafbarer Handlungen:

Auf den Vertilgungskrieg, den das Wirtshausleben mit so vielem Erfolg gegen das Familienleben und dessen Segnungen führt, will ich nicht mehr zurückkommen, sondern nur auf einige weitere Konsequenzen desselben. Im Wirtshaus wird das Triebleben zunächst künstlich gesteigert; hieraus entsteht bei den einen Streitlust, die unversehens zu Thätlichkeiten und in der Folge wegen einfacher oder schwerer Körperverletzung vor das Strafgericht führt; bei den andern brutale Zerstörungslust, die sich zwar nicht an andern Menschen, aber desto energischer an fremdem Eigentum vergreift und wegen Sachbeschädigung in die Strafanstalt bringt; wieder bei andern unbändige Sinnenlust, die dann sehr oft Unthaten zur Folge hat. Bei fortgesetztem Wirtshausleben wird mit der Zeit bei manchem der gesamte Organismus und namentlich auch das moralische Gefühl dermaßen abgestumpft, daß widersinnige oder geradezu unnatürliche Handlungen vollbracht werden, welche entweder das Gericht nicht ungestraft lassen kann, oder welche doch durch die Verwaltungsbehörden mit Zwangsarbeit geahndet werden müssen.

3. Der Weg aus der Kneipe führt die Angehörigen der niedern Volksklassen in Sachsen nur zu leicht in die Arbeitsanstalt. Der Direktor der Dresdner Arbeitsanstalt, Dr. Rabe, bezeichnet von 100 männlichen Insassen 23 als dem Trunke ergeben und 26 als dem Trunke geneigt; von 100 Frauen sind 36 dem Trunke mehr oder weniger ergeben. Mit welchen andern Eigenschaften die Trunksucht dieser Leute gewöhnlich in Verbindung steht, ergiebt sich daraus, daß von 435 Personen 24 wegen Händelsucht, 139 wegen Lüderlichkeit, 54 wegen unsittlichen Lebenswandels, 69 wegen Müßiggangs, 142 wegen Arbeitsscheu, 7 wegen andrer Ursachen eingeliefert wurden. Noch nie bestraft waren nur 19 Männer und 16 Frauen.

5. Nach Baer waren von 1079 in gewissen preußischen Landesarbeits- und Korrektionsanstalten Aufgenommenen der Jahre 1874 und 1875 nach Angabe der Vorstände 470 offenkundige Trunkenbolde, d. h. ziemlich 44 vom Hundert; die Hälfte von diesen war schon mehr als zweimal in Korrektionshaft gewesen.

5. Die Zeugnisse Andrer sind nicht günstiger. Nach dem Urteil der Direktion der oldenburgischen Zwangsarbeitsanstalt zu Vechta waren $^{9}/_{10}$ ihrer männlichen Insassen dem Trunke ergeben, über $^{3}/_{4}$ mußte man als Trunkenbolde bezeichnen.

6. Geh. Oberregierungsrat Illing in Berlin, Dezernent für das preußische Gefängniswesen, hat in einem Vortrage erklärt:

Nach den Erfahrungen der deutschen Strafanstaltsbeamten ist der größte Teil der zur Untersuchung kommenden Vergehen und Verbrechen eine direkte oder indirekte Folge des Genusses geistiger Getränke. Was diesen Genuß erleichtert, fördert auch das Verbrechertum.

7. Der mehrfach erwähnte Geheime Sanitätsrat Baer hat 1876 eine Befragung unternommen, die sich auf 120 Gefängnisanstalten in allen Teilen des Reiches mit 32837 Gefangenen erstreckte. Es zeigte sich, daß 13706 Gefangne oder 42 vom Hundert dem Trunke ergeben waren. Unter den wegen Mord

Bestraften waren 46 vom Hundert Trinker, bei Totschlag 63 vom Hundert, bei Totschlagversuch 51, bei Raub und Straßenraub 69, bei Diebstahl 52, bei Körperverletzung 74, bei Brandstiftung 48, bei Meineid 27, bei Notzucht und Unzucht 60. Diese Zahlen beziehen sich auf die Zuchthäuser. In den Gefängnissen waren bei den wegen Diebstahls Bestraften 32 vom Hundert Trinker, bei Körperverletzung 63 vom Hundert, bei Raub 58, Widerstand gegen die Staatsgewalt 76, Hausfriedensbruch 54, Vergehen gegen die Sittlichkeit 77, Betrug und Fälschung 25, Aufruhr und Landfriedensbruch 53, Brandstiftung 48, bei verschiedenen Vergehen 52 vom Hundert.

8. Baer hat selbst 3227 Fälle von Gefangnen in der Berliner Strafanstalt Plötzensee, an der er angestellt ist, untersucht. Er stellte da u. a. fest, daß unter dem Einfluß der gelegentlichen Angetrunkenheit verübt waren 51 vom Hundert der Körperverletzungen, 55 vom Hundert der Sachbeschädigungen, 55 % Hausfriedensbrüche, 70 Widerstände gegen die Staatsgewalt, 66 Vergehen gegen die Sittlichkeit, 19 Unterschlagungen, 16 Diebstähle.

9. Strafanstaltsdirektor Dr. Krohne erklärte auf Grund seiner zwanzigjährigen Erfahrung in Oldenburg, Schleswig-Holstein, Hessen und Brandenburg:

70 vom Hundert aller Vergehen und Verbrechen stehen mehr oder weniger in ursächlichem Zusammenhang mit dem Brantwein.

10. In das Zellengefängnis zu Nürnberg wurde 1878 222 Personen wegen Körperverletzung Verurteilte überwiesen; davon hatten 147 ihre That im Wirtshause oder auf dem Heimwege ausgeführt.

11. Im Großherzogtum Hessen sind 1885 nach einer Untersuchung von Dr. Fuld in Mainz 1231 Personen wegen Körperverletzung verurteilt worden; darunter waren 305 bei der That angetrunken, und 371 hatten kurz vorher geistige Getränke genossen, ohne angetrunken gewesen zu sein.

12. Der württembergische Strafanstaltsdirektor E. Sichart hat die persönlichen Verhältnisse von 3181 Zuchthäuslern untersucht, die von 1877—1888 seiner Aufsicht unterstellt waren. Er hat gefunden, daß Müßiggang und Trunksucht die ergiebigsten Quellen der Verbrechen sind. Von den erwähnten 3181 Sträflingen waren 939 gewohnheitsmäßige Trinker; unter 100 Brandstiftern waren 34 Gewohnheitssäufer, unter 100 Sittlichkeitsverbrechern 36 Säufer, unter 100 Dieben 28, unter 100 Betrügern 26, unter 100 Meineidigen 24 Säufer.

13. Der Prediger am Arresthause zu Elberfeld, Pastor Karl Heinersdorff, konnte 1890: 1800 Gefangne über die Umstände ihres Vergehens befragen. Er fand 203 Gewohnheitstrinker, von denen 147 ihre Thaten im berauschten Zustande verübt hatten, während 267 andre Gefangne nicht zugaben, daß sie Gewohnheitstrinker seien, wohl aber, daß sie ihre That unter dem Einfluß des Alkohols begangen.

Viele von ihnen beklagten ihre Thaten bitter und waren überzeugt, daß nur das Trinken sie in ihr Elend gebracht habe, weil ihnen dabei die Ueberlegung verloren gegangen sei. Ich bekam auf meine Frage: „Waren Sie denn, als Sie zum Messer griffen“ oder „als Sie Unfug verübten, betrunken?“ ganz verwunderte Antworten, als verstände sich das ganz von selbst. „Es war ja Sonntag“ heißt es da öfters; oder „ich war ja auf der Kirmeß;“ oder „es geschah ja bei der Musterung,“ wie wenn solche Gelegenheiten ohne Betrunkenheit gar nicht zu denken seien.

Auch das statistische Amt des deutschen Reiches hat zu wiederholten Malen ausgeführt, daß die außerordentlich große Zahl von Körperverletzungen in gewissen Teilen des Reiches mit der Größe des Alkoholkonsums in ursächlichem Zusammenhang steht, so insbesondre in der Pfalz, in Ober- und Niederbayern, auch in Ostdeutschland.

Nach der Kriminalstatistik über 1889 kamen im Reiche in jenem Jahre auf 10000 Einwohner über zwölf Jahre 110 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze Verurteilte. Diese Durchschnittsziffer wird sehr überragt durch die Ziffern für Ostpreußen, Westpreußen, Posen: 173—176, für die Pfalz: 181 und für Bremen 194. Für Ober- und Niederbayern habe ich die Ziffern nicht zur Hand; für ganz Bayern ist sie 133, während sie für die Nachbarländer Württemberg und Sachsen nur 92 und 95 beträgt. Betrachten wir nur die „Verbrechen und Vergehen gegen die Person,“ so ist die Durchschnittszahl für 10000 strafmündige Einwohner im Reiche 42; in Ostpreußen, Westpreußen und Posen 53, 48 und 55; in Bayern

rechts des Rheins 56, in der Pfalz 99, in Bremen 47. Die Ziffer für Mord und Totschlag ist für das Reich 0,08; für Ostpreußen 0,16, in Bayern rechts des Rheins 0,12, in der Pfalz 0,19. Die gefährlichen Körperverletzungen sind ganz besonders in Bayern zu Hause: 28 und 43 (Pfalz) gegen 17 im Reich; die drei Brantweinprovinzen Ostpreußen, Westpreußen und Posen haben 21, 24 und 27.

Nehmen wir an, daß bei den gewaltthätigen Gesetzesübertretungen in der Hälfte der Fälle der Alkohol die Veranlassung gab (und diese Annahme ist für den Alkohol gewiß zu günstig), so haben wir auf das Schuldkonto der „geistigen“ Getränke für das Jahr 1889 zu setzen:

6 803 Fälle von Gewalt und Drohungen gegen Beamte,
10 395 „ „ Hausfriedensbruch,
3 030 „ „ Notzucht und Unzucht,
28 166 „ „ Beleidigung,
122 „ „ Mord und Totschlag,
10 557 „ „ einfacher Körperverletzung,
27 667 „ „ gefährlicher Körperverletzung,
6 130 „ „ Nötigung und Bedrohung,
181 „ „ Raub und Erpressung,
225 „ „ Brandstiftung,

das sind 93 576 Gewalthandlungen, die der Ahndung der Gerichte verfielen. Die Zuwiderhandlungen gegen Polizeiverordnungen und Landesgesetze sind hierbei nicht mitgezählt.

Wir greifen wiederum recht niedrig, wenn wir von 40 vom Hundert aller Verurteilten annehmen, daß sie ihre strafbaren Handlungen ohne den Einfluß des Alkohols nicht gethan hätten. Dann müssen wir sagen, daß der Alkohol alljährlich rund 150 000 Deutsche als der Uebertretung von Reichsgesetzen schuldig vor den Richter führt.

10. Die Alkoholfrage

Ich breche ab, obwohl das Schuldkonto des Alkohols bei weitem noch nicht erschöpft, obwohl seiner giftigen Wirkung auf die Nachkommen der Trinkenden noch gar nicht gedacht ist. Das Mitgeteilte genügt zur Beantwortung des Satzes: Haben wir eine deutsche Alkoholfrage?

Der Alkohol ist ein listiger, heuchlerischer Gast, der sich dem Menschen als lustigen, hilfreichen Genossen anbietet und dann den Vertrauensseligen langsam mit unsichtbaren, teuflischen Banden umstrickt, die das Gute, Gesunde, Kräftige in ihm lähmen und zerstören, oder der den Nichtsahnenden plötzlich heimtückisch zu Boden wirft, wenn er sicher seines Weges zu wandern meinte. Und dieser arge Feind hat in unserm Vaterlande Millionen von Freunden und Fürsprechern — betrogene Betrüger! Wir wollen ihren Reden entgegen halten, was wir gelernt haben und leider so wenige nur ahnen!

Zwiefach schädigen die alkoholhaltigen Getränke unser Land und Volk, einmal durch ihre Herstellung, zweitens durch ihren Genuß.

Die Herstellung raubt uns alljährlich 16 Millionen Doppelzentner Getreide, 20 Millionen Doppelzentner Kartoffeln, 27 Millionen Doppelzentner Kohlen und manche andre wertvolle Güter. Sie raubt uns, mit andern Worten, die Ernte von 1779 000 Hektaren, deren Roggenwert heute 380 Millionen Mark ist; sie raubt jedem Einwohner 65 $^1/_2$ Pfund Brot im Jahr. Sie raubt uns die Arbeitskraft jedes sechzehnten Erwerbsthätigen; auf ihrem Schlachtfelde liegen alljährlich 6343 Verwundete und 223 Tote, in ihren Krankenhäusern und Totenhallen ungezählte Tausende von Wirten, Wirtinnen, Kellnern und Kellnerinnen.

Und das Trinken dieser Getränke raubt uns 2000 Millionen Mark im Jahr, von denen wir 60 Millionen an das Ausland abgeben müssen; es bürdet unsern öffentlichen Armenkassen viel mehr als 32 000 Arme auf, führt jährlich 4 235 deutsche Männer in die freiwillige Haft der Arbeiterkolonien und ungezählte Männer, Frauen, Kinder in andre Wohlthätigkeitsanstalten, ebenso wie in die Krankenhäuser der verschiedensten Art. Durch das Trinken verkürzen bei mildester Berechnung 1 $^1/_3$ Millionen deutscher Männer ihr Leben, werden 1 600 jährlich zu Selbstmördern, verunglücken 1 300, werden 30 000 zu Deliranten und Wahnsinnigen, gelangen 150 000 als Schuldige vor den Strafrichter, und so fort.

Die deutsche Alkoholfrage lautet: Soll das so weiter gehen?
Die Alkoholfrage für jeden Deutschen lautet: Willst du daran mitschuldig sein?

Der Autor, der eine Reihe Aufsätze über eine Herzenssache veröffentlicht, schmeichelt sich immer mit der Hoffnung, bei einer Anzahl von Lesern Zustimmung zu finden; selbst wir Mäßigkeitsprediger halten an dieser Hoffnung trotz manchen Mißerfolgen fest. Unter Zustimmung meine ich mehr als ein beifälliges Kopfnicken, dem vielleicht als Reflexbewegung ein kritisches, hoffnungsloses Achselzucken folgt; ich meine die Bereitschaft, an der Beseitigung des Übels mitzuhelfen, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu bietet. Was sich thun läßt gegen den Trunk, was gethan werden muß, habe ich in dieser Schrift nicht ausführen wollen; das ist ein schwieriges Thema, über das wir schon eine ansehnliche Litteratur haben. Ich möchte von meinen Lesern jedoch nicht scheiden, ohne eine Bitte an sie zu richten. Nämlich die, welche von der Größe des Übels, von der Notwendigkeit es zu beseitigen, überzeugt sind, möchte ich freundlichst bitten, auf einer Postkarte Namen, Stand und Wohnort aufzuschreiben und die Karte mir zuzuschicken. Ich will vorläufig diese Adressensammlung, zu der ich schon Anfänge besitze, zu keinem praktischen Zwecke gebrauchen, aber ich zweifle nicht daran, daß sie einmal nützlich werden kann. Auch werde ich sie den Führern der Mäßigkeitsbewegung in ihren verschiednen Richtungen gern zur Verfügung stellen. Ich sage jedem freundlichen Leser (Damen natürlich eingeschlossen), der 5 Pfennige und zwei Minuten Zeit an die Erfüllung meiner Bitte wendet, im voraus meinen herzlichsten Dank.

Hermsdorf bei Dresden Dr. Wilhelm Bode

Verschiedenes

(Der Wildschaden in Mecklenburg und die Geistlichkeit) Am 19. März d. J. haben wir in Mecklenburg-Strelitz wieder einmal Reichstagswahl. Vor uns liegt das Flugblatt der Liberalen. Es enthält folgenden Passus: „Nur wenn eine liberale Mehrheit im Reichstage darauf besteht, daß in das vorbereitete bürgerliche Gesetzbuch Bestimmungen über das Jagdrecht aufgenommen werden, ist es möglich, die brennende Wildschadenfrage erträglich zu lösen und den Fleiß des kleinen Landmanns vor der Verwüstung zu schützen". Und das Flugblatt der Konservativen, die hier zu Lande Konservatoren in des Wortes verwegenster Bedeutung sind, spricht: „Wir halten die Regelung der Wildschadenfrage für eine innre mecklenburgische Angelegenheit und erklären den für keinen guten Mecklenburger, der in diesen Angelegenheiten die Einmischung der Reichsgewalt anruft". Doch fährt es verschämt fort: „Das soll uns indessen nicht abhalten, nachdrücklich zu betonen, daß unsre Partei bereit sein wird, die bessernde Hand auch an unsre Verhältnisse da anzulegen, wo die Notwendigkeit hierzu vorliegt". Das Flugblatt der Sozialdemokraten, das uns leider nicht zur Hand ist, wird ohne Zweifel auch des Wildschadens gedacht haben.

Man mag daraus ersehen, was für eine Bedeutung die Wildschadenfrage in der öffentlichen Meinung unsres Landes hat. Es ist nicht überall gleich schlimm, aber in manchen Gegenden ist es unerträglich. Und wer dort die nicht selten 80—100 Stück starken Rudel von Rehen oder Hirschen auf den Saatfeldern äsen gesehen hat und die Verwüstung, die sie anrichten, wer auch nur einen von Wildschweinen aufgewühlten Kartoffelacker oder einen von Hasen heimgesuchten Garten betrachtet hat, der kann es verstehen, daß eine tiefe Erbittrung gegen das Wild und ihre Heger und Pfleger sich des Volkes bemächtigt hat, eine Erbittrung, die viel tiefer ist als die Herrn Jagdberechtigten ahnen.

Naturgemäß haben auch die Geistlichen vom Wildschaden zu leiden. Nicht nur in dem Sinne, daß ihre Pfarräcker und Gärten der gleichen Verwüstung unterliegen wie die Ländereien ihrer Gemeindeglieder. Sie haben das Seufzen und Klagen der Gemeinde anzuhören. Sie müssen es erleben, daß einzelne Gemeindeglieder sich der Wilddieberei ergeben, oder daß bekannte Wilddiebe in der Gemeinde eingemietet werden. Sie sehen die wachsende Unzufriedenheit, die Vorfrucht der Sozialdemokratie. Sie wissen, daß ganze Dorfschaften lediglich des Wildschadens wegen sich der sozialdemokratischen Partei angeschlossen haben.

Es ist wohl kein Geistlicher im Lande, der nicht die Wildschadenfrage mit dem Flugblatt der Liberalen eine „brennende" nennt. Und zwei Geistliche haben versucht, ihren Gemeinden auch äußerlich Hilfe zu bringen. Der eine Pastor v. St. in L. in Mecklenburg-Schwerin hat einen langwierigen Prozeß mit der Forstverwaltung in dieser Angelegenheit geführt. Aber er sollte beweisen, daß der Wildstand in seiner Gegend übergroß sei, d. h. größer, als daß er sich im Walde ernähren könne! Das konnte der Pastor nicht. Die Herrn Sachverständigen haben ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Waldflächen zur Ernährung des betreffenden Wildstandes ausreichend seien. So hat der Pastor seinen Prozeß verloren und 5000 Mark Kosten bezahlen müssen. Er hatte sich, wie erzählt wird, diese Summe aufgespart, um eine Reise ins gelobte Land zu machen; nun hat er sie für seine Gemeinde hingegeben. Nicht nur seine Gemeinde, das ganze Land, abgesehen von einer Minderzahl von Jagdfanatikern, wird ihm für seine Hochherzigkeit warmen Dank wissen. Der andre, Pastor W. in R. in Mecklenburg-Strelitz, hat als Anwalt seiner Gemeinde ebenfalls den Rechtsweg beschritten. Dafür hat er es erleben müssen, beim Konsistorium als Aufwiegler des Volks denunzirt zu werden. Zum Bericht aufgefordert hat er unter Darlegung der in seiner Gemeinde geschehnen Wildschäden betont, daß er nicht als Aufwiegler, sondern im Gegenteil als treuer Unterthan gehandelt habe, weil er gerade im Interesse der Ordnung und des Friedens im Volke die unerträgliche Angelegenheit habe zur Erledigung bringen wollen. Das Konsistorium hat demgemäß die Zumutung abgewiesen, den Pastor zu maßregeln, und der verursachte Wildschaden soll taxirt und entschädigt worden sein.

Aber es sollte nicht nötig sein, daß man so viele Umstände zu machen brauchte, um im neunzehnten Jahrhundert Ersatz für Wildschaden zu erhalten. Leider ist noch keine Aussicht vorhanden, daß die leitenden Elemente sehen lernen. Ob die tapfern Thaten der beiden Pastoren Hilfe bringen werden, ist sehr zweifelhaft. Denn welcher blinde Jagdherr läßt sich von einem Pastor den Star stechen in Jagdangelegenheiten!

(Des Kaisers Rede vor den Brandenburgern) ist von dem Organ der Positivunierten in Preußen, der kirchlichen Monatsschrift, zum Gegenstand eines Artikels gemacht worden, der den Titel führt: Das Selbstbewußtsein unsers Kaisers, ein christliches. Wir sind der Meinung, daß die Christlichkeit jenes Kaiserworts in keiner Weise Gegenstand theologischer Beweisführung sein sollte, und können in solchem Versuch nur einen Auswuchs desselben „königlich preußischen Christentums erblicken", das wir schon mehrfach im Interesse des reinen Evangeliums abgelehnt haben. Den christlichen Grund des kaiserlichen Selbstbewußtseins kennt Gott allein; wer es durch Hinweis auf Worte wie Gal. 1,8 fl. erhärten will, thut weder dem Kaiser noch der evangelischen Wahrheit einen Dienst. R

(Zur Kennzeichnung einer gewissen kirchlichen Presse) Der Kropper Kirchliche Anzeiger antwortet auf unsern Artikel in Nr. 4 wie folgt: „Es ist uns so interessant, daß gerade dieser Fall [der Fall Kier] die Blätter des Ritschlianismus zur Erbitterung und Wut treibt; denn da liegt ihr Bekenntnis. Ihr Bekenntnis heißt einfach: Die Bibel ist Menschenwort, aber ein nettes Menschenwort, wenn man es nett versteht. Man muß es natürlich nicht buchstäblich auffassen, sondern ein klein wenig umdichten, je nach den Bedürfnissen des Gewissens oder des Magens, der ja meist in diesem Falle dasselbe Organ ist. Wir müssen deshalb auch diesen Blättern entschieden das Christentum absprechen, und nicht allein das Christentum, sondern überhaupt den Christengott. Unter der Flagge der Frömmigkeit kämpfen sie thatsächlich für den Atheismus, und es ist keine Frage, daß die Frucht ihrer Bemühungen der Atheismus sein muß und sein wird. Man wird aber uns nicht zumuten, daß wir uns mit diesen Blättern weitläufiger befassen. Wer an ihnen Wohlgefallen hat, mag es haben; aber in ein Christenhaus gehören sie nicht hinein." (Nr. 7.)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 12 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

Postnummer 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 11: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Neue Kundgebungen von Universitäten gegen das Volksschulgesetz; Die Agendenkommission; Westfälische Provinzialsynode; Das Predigerseminar in Soest; Bescheid des schlesischen Konsistoriums auf die Kreissynodalverhandlungen von 1891; Kirchengemeinde Helogoland; Aus dem Amtskalender für ev.-luth. Geistliche des Königreichs Sachsen; Der kleine Katechismus Luthers Religionsbuch in Anhalt — Römische Kirche: Die Zunahme der Katholiken in den Provinzen Brandenburg und Pommern; Der Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von Bamberg; Ultramontanes aus Bayern; Konfessioneller Religionsunterricht — Innere Mission: Der 33. Bericht des Zentralausschusses für innere Mission über das Jahr 1891; Der nächste Kongreß für innere Mission in Dortmund; Ein Marienheim; Vom Johanniterorden — Verschiedenes: Der Schülerprozeß in Gießen; Die revidierte Bibel; Aus Nordamerika; Zur Egidyschen Bewegung; Eine Orgel mit Gasmotor; Entstaatlichung der Kirche in Wales; Feuerbestattungsverein in Nürnberg; Altkatholiken und Leichenverbrennung; Evangelisch-sozialer Kongreß; Ein Missionskursus — Personalien.

Ein Theologe sucht nach erledigtem Examen zu Ostern eine Stellung als **Hauslehrer.** Angebote unter **K. K.** postl. **Walsrode** (Hannover).

Statt jeder besondern Mitteilung.

Die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens zeigen hocherfreut an

Pastor Heinrich Kühle und Frau Anna geb. Reusch.

Gummersbach, den 11. März 1892

Kaufe

und **tausche um** alle gebrauchten Exemplare (alte und neue Auflagen) von theologischen Büchern.

Berlin, Markgrafenstr. 52.

Ad. Hertz & H. Süßenguth
(H. Süßenguth).

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.

In meinem Verlage ist erschienen:

Leitfaden

zum

Unterricht im Alten Testament.

Von

Dr. Friedrich Köstlin,
Dekan in Blaufelden.

Mit 6 Abbildungen im Text. 8°. 1892. (VIII. 123 S.) Mk. 2.—

Prospekte stehen zur Verfügung.

„Glücklicher pädagogischer Takt und sichere Vertrautheit mit der gesamten wissenschaftl. Forschung auf dem Gebiete des Alten Testaments reichen sich in diesem vortrefflichen Leitfaden die Hand. Aus dem Buche spricht der erfahrene Schulmann, wie der Mann der Wissenschaft. Nach unsrer Ueberzeugung eignet sich das Buch nicht bloß für den Religionsunterricht an höheren Schulen, welchem Zweck dasselbe allerdings in erster Linie dienen will, sondern auch für die Vorbereitung des Geistlichen zu seinem Religionsunterricht in der Volksschule. Der Leitfaden wird auch von **Studirenden der Theologie** mit Beifall aufgenommen und benützt werden." **Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg.**

Verlag von H. G. Wallmann in Leipzig.

Als **Confirmationsgeschenke** werden empfohlen:

Evangelien-Fahrten.

Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heil. Landes im Anschlusse an die Sonntags-Evangelien

von

Ludwig Schneller.
Pastor in Köln a. Rh., früher in Bethlehem.

Preis br. **Mk.** 5.80, el. geb. **Mk.** 7.—.

Kennst du das Land?

Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heil. Schrift

von

Ludwig Schneller.
Pastor in Köln a. Rh., früher in Bethlehem.

7. Auflage.

Preis br. **Mk.** 5.—, el. geb. **Mk.** 6.20.

John G. Paton.

Missionar auf den neuen Hebriden.

Eine Selbstbiographie.

Preis **Mk.** 3.—, eleg. geb. **Mk.** 4.—.

Des Herrn Archemoros Gedanken

über

Irrende, Suchende und Selbstgewisse

von

Hermann Oeser.

Brosch. Mk. 1.80. Leinwandband Mk. 2.60.

O. K. schreibt über das Büchlein in der Konservativen Monatsschrift:

Der Verfasser ist durch und durch Menschenkenner, Feind aller Redensarten, Feind aller Parteischablone; er geht immer auf den Kern des Menschen. Und da er seine reichen Lebensbeobachtungen in musterhaftem Deutsch zusammengefaßt hat, so kann das kleine Buch geradezu ein Schatzkästlein christlicher Lebensweisheit genannt werden.

Verlag von R. Reich vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel.

In meinem Verlage erschien soeben:

Entweder-Oder

in der

Volksschulfrage

mit Rücksicht auf den neuesten preußischen Volksschulgesetzentwurf.

Von

Pastor **W. Schöpff.**

Preis 30 Pf.

Leipzig. Justus Naumann.

Zu verkaufen:

Kirchenzeitung, allg. evang.-luther. Red. v. Chr. E. Luthardt. Jhrg. 1—22. I. Quartal. Fol. 1868—89. Geb. (Ldpreis 296. —) M. **60.—**

Luthers sämtl. Werke. Hrsg. v. Walch. 24 Bde. 4°. Halle 1740—50. Sauber gebunden. M. **150.—**

Enthält auch die lateinischen Werke in deutscher Uebersetzung.

Herzog, Kirchengeschichte. 3 Thle. u. Erg.-Bd. v. Koffmane: Kirchengesch. d. 19. Jhrh. 1875—87. (Ldpreis 26. —) M. 10.—

Menken, Prophet Elias. Homilien. 1880. (Ldpreis 4. —) M. 1.50.

Menken, do. in eleg. Hlwdbd. geb. M. 2.50

Schenkel, Bibel-Lexikon. Real-Wörterb. f. Geistliche. 5 Bde. M. Karten u. Abb. 1869—75. (Ldpreis 40. —) M. 12.—

Zeitschrift f. kirchl. Wissenschaft u. kirchl. Leben. Hrsg. v. Luthardt. Jhrg. 1—10. 1880—89. Geb. (Ldpreis 85. —) M. 40.—

Zeitschrift d. ges. luther. Theol. u. Kirche. Hrsg. v. Rudelbach u. Guericke, fortges. v. Delitzsch u. Guericke. Jhrg. 1—39. 1840—78. Geb. 1847—72: brosch. (Ldpreis 396. —) M. 70.—

☞ **Vorteilhafteste Bezugsquelle für alte und neue Bücher.**

Theologische Kataloge gratis.

Bücher werden gern als Zahlung angenommen.

Alfred Lorentz

Antiquariat und Sortiment

Leipzig, Kurprinzstraße 10.

An der höheren Privat-Knabenschule zu Egeln wird ein **Lehrer** (Theologe oder Philologe), der in Religion, Deutsch, Latein, Geschichte zu unterrichten hat, gesucht. Dienstantritt am 21. April. Anfangsgehalt 1350 Mk. Bewerbungen mit Zeugnissen und Lebenslauf erbittet bis spätestens zum 31. März

Egeln, 10. März 1892. Der Vorstand.

Dr. Heine, Vorsitzender.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

H. Spenglers evangelische Hausandachtsbücher.

Pilgerstab. Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr von **Heinrich Spengler.** 1891. Zehnte verbesserte Auflage. Geheftet 6 M., in Halbfranzband 8 M., in feinstem Halbfranz mit Goldschnitt 9 M.

Dies das erste und Hauptwerk des Verfassers. Es genügt darüber zu sagen, das es in zwölf Jahren zehn Auflagen erlebt hat.

Der kleine Pilgerstab. Morgen- u. Abendandachten von **Heinrich Spengler.** Zweite Auflage. 1890. Preis in Geschenkband 3 M. 50 Pf., in Goldschnitt 4 M.

Dieser „Kleine Pilgerstab" ist nicht etwa ein Auszug und Abdruck aus dem größeren „Pilgerstab", sondern eine neue sorgfältige Arbeit des Verfassers, hervorgerufen durch den wiederholt und dringend an ihn herangetretenen Wunsch nach einem ähnlichen aber billigeren Werke für weniger bemittelte Leser.

Haussegen. Kurze Andachten für jeden Tag des Jahres von **Heinrich Spengler.** Preis in Geschenkband 4 M., in Goldschnitt 5 M.

Auch dieses Werk ist hervorgerufen durch den Wunsch und das Bedürfnis solcher Familien, in denen die Verhältnisse nur eine einmalige Andacht, sei es morgens oder abends, gestatten.

Die Spenglerschen Andachtsbücher haben durch ihre große und steigende Verbreitung Zeugnis dafür abgelegt, wie sehr es der Verfasser versteht, die Schätze der evangelischen Erbauungslitteratur in den Dienst der Familienandacht zu stellen und dieser damit neue Kräfte der Erfrischung und Belebung zuzuführen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gott befohlen!

Unter diesem Titel hat die Verlagsbuchhandlung von **Fr. Bahn** in **Schwerin i. M.**

10 Wandsprüche

herausgegeben, die durch ihre Schönheit und Dauerbarkeit sich auszeichnen. Von dem starken Karton (mit Oese zum Aufhängen fertig) heben sich die in Blau- und Golddruck künstlerisch schön und tadellos ausgeführten Sprüche wirkungsvoll ab. Die Texte sind mit Rücksicht auf die **Konfirmation** ausgewählt (Ps. 119, 105; Phil. 4, 13; 1. Kor. 16, 14; Jes. 43, 1; Ps. 34, 8; Ps. 145, 18; Kol. 4, 2; Kol. 3, 16; Ps. 119, 115; 1. Kor. 7, 23). Der Preis ist niedrig: 1 Sammlung (10 Bl.) 2 Mk. 40 Pf., 5 Sammlungen (50 Bl.) 10 Mk. In unsrer schnelllebigen Zeit ist jedes Mittel zu begrüßen, das Volk und Jugend Gottes Wort zu erhalten sucht. Wir können diesen schönen empfehlenswerten Sprüchen kein besseres Geleitswort zurufen, als daß sie der Jugend einprägen möchten „Gott befohlen." — Aus demselben Verlage sind auch die als **„Facettensprüche"** bekannten und schönen Wandsprüche (silber auf grün) in 3 Größen, jetzt neunundvierzig verschiedene Texte, zu allermäßigsten Preisen zu haben. — Man wende sich um die ausführliche Anzeige nach Schwerin i. M.

La Bocaina

St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage

allgemein beliebt

elegante volle Form

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

Preis per Mille Mark 72.—

verpackt in $^{1}/_{10}$-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig